

Daniel Zettler

# Das Maßlose der Spätmoderne

Eine Kritische Theorie

**Aus:**

*Daniel Zettler*

**Das Maßlose der Spätmoderne**  
Eine Kritische Theorie

Juni 2020, 368 S., kart., Klebebindung

45,00 € (DE), 978-3-8376-5242-0

E-Book:

PDF: 44,99 € (DE), ISBN 978-3-8394-5242-4

Die Spätmoderne scheint von Ambivalenzen vielfältigster Art durchzogen zu sein. Sie gehen hervor aus maßlosen Strukturphänomenen, die zunehmend die vormals stärker bemessenen auflösen. Neue Subjekt- und Gesellschaftsformationen entstehen und es stellt sich die Frage, welches sozial emanzipatorische Potenzial diese Transformationen bergen und in welcher Gestalt es auftritt. Um ihm nachzuspüren, bezieht Daniel Zettler Psychoanalyse und Sozialwissenschaft relational aufeinander. Damit wird es nicht nur möglich, die Kritische Theorie des Subjekts und die Kritische Theorie der Gesellschaft grundlegend ineinander zu verschränken, sondern beide neu zu denken.

**Daniel Zettler** (Dipl.-Pol.), geb. 1979, hat an der Goethe-Universität Frankfurt am Main am Fachbereich Gesellschaftswissenschaften in Soziologie promoviert. An der Freien Universität Berlin und an der Universität Augsburg studierte er Politikwissenschaft mit Nebenfach Soziologie. Er ist Mitglied der »Gesellschaft für psychoanalytische Sozialpsychologie« (GfpS).

Weitere Informationen und Bestellung unter:  
[www.transcript-verlag.de/978-3-8376-5242-0](http://www.transcript-verlag.de/978-3-8376-5242-0)

© 2020 transcript Verlag, Bielefeld

# Inhalt

---

<b>Danksagung</b> .....	9
<b>Überblick</b> .....	11
Zur Topografie einer Kritischen Theorie .....	11
Zur Verortung im näheren und fernerem wissenschaftlichen Umfeld .....	15
<b>1. Unermessliche Weiten - Ozeane des Maßlosen</b> .....	23
<b>1.1 Subjektivierung und intersubjektiver Prozess</b> .....	23
Prolog: Subjekt, maßlos 23 ■ Subjektwerdung bei Freud: Freuds Rekonstruktion der Entstehung des ›Ich-Gefühls‹ aus dem ›ozeanischen Gefühl‹ 24 ■ Intersubjektive Ansatzpunkte bei Freud? Eine Spurensuche mit dem Ziel einer intersubjektiven Neuformulierung der Genese des ›Ich-Gefühls‹ aus dem ›ozeanischen Gefühl‹ 26 ■ Loewalds intersubjektiver Zugang zum ›ozeanischen Gefühl‹: Formierungen des Ich entlang von ›Differenzierungs- und Entdifferenzierungsprozessen‹ 28 ■ Sterns intersubjektiver Zugang zum ›ozeanischen Gefühl‹: Konfigurationen des ›Selbst-mit-dem-Anderen‹ wie des ›Selbst-gegen-den-Anderen‹ 31 ■ Plädoyer für eine begriffliche Befreiung von Loewald und Stern unter Beibehaltung ihrer intersubjektiven Prämissen 35 ■ Zur intersubjektiven Neuformulierung der Ich-Konturierung, oder: Maßloses Selbst, bemessenes Ich – Über das ›Eintauchen in‹ und ›Auftauchen aus‹ dem Gemeinsamen 38	
<b>1.2 Intersubjektiver Prozess und relationale Formation</b> .....	39
Prolog: Begehren, gemeinsam 39 ■ Vergesellschaftung bei Freud: Freuds Triebtheorie und das ›Unbehagen in der Kultur‹ 41 ■ Freuds Triebtheorie an der Schnittstelle von Psychoanalyse, Sozialpsychologie und Gesellschaftskritik – und ihr intersubjektives Defizit 49 ■ Loewalds intersubjektive Interpretation der Freudschen Triebtheorie: Psychische Strukturierung als Verinnerlichung äußerlich erlebter Interaktionsmuster 52 ■ Parallelen zwischen Loewald und Lorenzer – Über ›Interaktionsmuster‹ bzw. ›Interaktionsformen‹ 65 ■ Zum Verständnis der Dialektik von Individuum und Gesellschaft als Verschränkung von ›Interaktionsform‹ und relationaler Formation mittels des intersubjektiven Prozesses – Ein konzeptioneller Vorschlag 88 ■ Zur Neubestimmung gesellschaftlicher Praxis, oder: Verbindende und trennende Kommunikation und Interaktion – Über ›Verflüssigungen‹ und ›Verfestigungen‹ relationaler Formationen im sozialen Raum 98	

1.3 Intermezzo: Intratheoretische Klärungen.....	111
<b>2. Tote Orte, belebte Welten - Thanatomorphe Wüsten und biomorphe Oasen .....</b>	<b>115</b>
2.1 Biomorphe und thanatomorphe relationale Formationen im sozialen Raum.....	115
Prolog: Starre Ordnung, bewegliches Chaos 115 ■ Subjektprägung und kulturelle Ordnung bei Freud – Zur individuellen wie kollektiven Verankerung des Realitätsprinzips; oder: ›Ödipus-Komplex‹ und ›Opfer-Feier‹ in »Totem und Tabu« 116 ■ Differenzierungs- und Entdifferenzierungsmechanismen rund um ›Ödipus-Komplex‹ und ›Opfer-Feier‹, oder: Die Bemessung des Maßlosen ■ Eine intersubjektive Perspektive auf »Totem und Tabu« 156 ■ Bemessung vermittelt Exklusion, oder: Reflexionen zum Opfer – ›Sündenbock‹ und ›Gründungsgewalt‹ bei Girard 164 ■ Maßloses und Inklusion, oder: Überlegungen zur Feier – ›Der Orgasmus als Träger des Gemeinschaftslebens‹ und das ›Verschmelzen im Kosmos‹ bei Maffesoli 177 ■ Von der ›Opfer-Feier‹ zu thanatomorphen und biomorphen relationalen Formationen; vom ›Ödipus-Komplex‹ zum relationalen Komplex – Zu einer psychoanalytisch-sozialpsychologisch intersubjektiv orientierten gesellschaftstheoretischen Grundlegung 183	
2.2 Orte des Einsamen, Welten des Gemeinsamen - relationale Landschaften im sozialen Raum.....	198
Prolog: Einöden und Oasen 198 ■ Marcuses Blick auf »Totem und Tabu« in »Triebstruktur und Gesellschaft« ■ Über individuelle wie kollektive Reservoirs des Lustprinzips, oder: Die ›Wiederkehr des Verdrängten‹ und die ›große Weigerung‹ 199 ■ Maßloses und Bemessung als Schlüsselemente zu einer intersubjektiven Perspektive auf Marcuse, oder: Dialektische Verschlingungen – Augenblick versus Zeitlichkeit, Lust versus Enthaltung, Spiel versus Arbeit, Austausch versus Produktivität, Freiheit versus Unterdrückung 205 ■ ›Wüsten und Oasen‹ als Metaphern ›misslingender und gelingender Weltbeziehungen‹: Varianten des maßlos Gemeinsamen und des bemessen Einsamen in Rosas soziologischer Resonanztheorie? 213 ■ ›Kolonialisierung oder Befreiung‹, ›Niedergang oder Fortschritt‹, ›Zwang oder Lust‹, ›Entdeckung oder Erfindung‹: Implikationen des bemessen Einsamen und des maßlos Gemeinsamen in Altmeyers psychoanalytischer Resonanztheorie? 217 ■ Das maßlos Gemeinsame und das bemessen Einsame als relationale und non-relationale Segmente des sozialen Raums ■ Über Formen und Transformationen von Beziehungsgeflechten 225 ■ Tote Orte, belebte Welten – Expeditionen in die gesellschaftliche Praxis 229	
2.3 Intermezzo: Intertheoretische Überlegungen.....	247
<b>3. Maßlose Perspektiven - Entgrenzte Horizonte .....</b>	<b>249</b>
3.1 Sozialer Raum und polymorphe relationale Formationen.....	249
Prolog: Verschmelzende Welten 249 ■ Marcuses Hypothese einer Versöhnung von Lust- und Realitätsprinzip in einer ›nicht-repressiven‹ gesellschaftlichen Praxis: ›Die Abschaffung der Herrschaft‹, ›Das Auftauchen nicht-repressiver sozialer Beziehungen‹, ›Arbeit als freies Spiel menschlicher Fähigkeiten‹, ›Versöhnung von	

Mensch und Natur in der sinnlichen Kultur, ›Wandel in der Beziehung zwischen Eros und Todestrieb‹ 250 ■ Vorzeichen einer ›nicht-repressiven‹ Praxis in der Spätmoderne: Eine neue Qualität im Verhältnis von gesellschaftlicher Differenzierung und Entdifferenzierung, oder: Das Maßlose als Maßstab 257 ■ Die ›Alter-Moderne‹ bei Hardt und Negri – Kollektivierungstendenzen in der Spätmoderne, oder: Über das neue Gemeinsame 266 ■ Bauman, und die ›Liquid Modernity‹ – Über das neue Einsame, oder: Individualisierungstendenzen in der Spätmoderne 273 ■ Konvergenzen und Divergenzen zwischen den Gesellschaftsdiagnosen von Hardt/Negri und Bauman; sowie: Eine Kritik – Über gegenläufige Tendenzen in der Spätmoderne 279 ■ Spätmoderne Paradoxien und polymorphe relationale Formationen – Zur Emergenz neuer Gesellschaftsformen 282

### 3.2 Polymorphe Subjektkonstitutionen und psychischer Raum.....300

Prolog: Verschwimmende Konturen 300 ■ Prototypische Subjektkonstitutionen in einer ›nicht-repressiven‹ Gesellschaft, oder: Marcuses Metapher von Orpheus und Narziss 301 ■ Marcuses Subjektskizzen und ihre Relevanz für eine mögliche Verknüpfung von Kritischer Theorie des Subjekts und Kritischer Theorie der Gesellschaft 305 ■ »Subjektivität in der spätmodernen Gesellschaft«: Busch über die ›Notwendigkeit und Möglichkeiten eines Gegenentwurfs von Subjektivität‹ 309 ■ Whitebooks Auseinandersetzung mit Marcuse und Loewald, oder: Über narzisstische und präödipale Elemente spätmoderner Subjektivität 320 ■ Busch und Whitebook im Hinblick auf eine Theorie spätmoderner Subjektivität; oder: Über die Verwobenheit von maßlosem Selbst und bemessenem Ich im polymorphen Subjekt 324 ■ Spätmoderne Ambivalenzen und polymorphe Subjekte – Zum Auftauchen neuer Subjektformen 329

### 3.3 Intermezzo: Metatheoretische (An-)Deutungen .....344

**Ausblick** ..... 347

Exkursion an den Rand der Empirie und darüber hinaus..... 347

**Literatur**.....353

# Überblick

---

## Zur Topografie einer Kritischen Theorie

Die für das gegenwärtige Stadium der Spätmoderne (welche alle Züge einer Übergangsepoche trägt) so charakteristischen *maßlosen* Entgrenzungs- und Entdifferenzierungsphänomene unterminieren sowohl psychisch, im Individuum, wie sozial, in der Gesellschaft, tradierte Strukturen – und ermöglichen ein Neues. Die oftmals noch unbestimmte Gestalt dieses real Neuen gilt es virtuell vermittelt einer Neukonturierung von Kritischer Subjekt- und Gesellschaftstheorie kenntlich zu machen. Formierungen und Transformationen des psychischen wie sozialen Raums sollen in den Blick genommen werden; psychische wie soziale Landschaften gilt es zu erkunden, ganz in dem Sinne wie schon Freud die »Innenwelt« auf die »Außenwelt« bezog.<sup>1</sup> Verbleibt man bei diesem von Freud gegebenen Bild, fokussiert zudem aber auf in der Psyche wie im Sozialen wirkende, entdifferenzierende wie differenzierende Kräfte – also: basale struktur- und formbildende Mechanismen – ließe sich fürs Erste die psychosoziale Topografie wie folgt visualisieren: Fruchtbare (auch lebendige) wie öde (auch tödliche) Gegenden und Landstriche zeichnen sich ab; von Flüssen und Seen durchzogene Landmassen, entgrenzte Ozeane und begrenzte Inseln lassen sich ausmachen; Verfestigungen und Verflüssigungen treten hervor; Maßloses deutet sich an, und Bemessenes taucht auf. Der Gedanke, beides, Psyche wie Soziales, seien nicht nur nach denselben Gesetzmäßigkeiten gebildet, und damit verwandt, sondern auch die Grenze zwischen beiden müsse mal mehr, mal minder fließend verlaufen, drängt sich auf. So käme es zu punktuellen Verschmelzungen beider, genauso wie zu scharfen Bruchlinien. Sanfte Übergänge und abrupte Abbrüche, ein Ineinanderübergehen wie ein Auseinanderdriften ließen sich feststellen; die vielfältigsten Tendenzen zu einem verbundenen Ganzen wie zu getrennten Teilen täten sich auf. Individuen untereinander, sowie Individuen und die Gesellschaft, erwiesen sich als Verkettete und Widerstrebende, Verknüpfte und Separierte zugleich. Sie bildeten Netze aus konkreten oder abstrakten Relationen, und diese spannten dann

---

1 Sigmund Freud, *Abriss der Psychoanalyse* (hg. von Hans-Martin Lohmann), Stuttgart 2010, S. 79 und S. 68.

die psychischen wie sozialen Räume auf, in denen sich Konturierung und Formgebung ereignet.

Kritische Theorie, die immer schon Freud auf Marx bezog, d.h. die Psyche auf das Soziale, und folglich: die Psychoanalyse auf die Sozialwissenschaften, muss – soll sie die Kraft zur theoretischen Kritik der gewandelten Praxis weiterhin aufbringen können – den spätmodernen Strukturwandel in sich nachvollziehen; nicht im Sinne einer bloßen Adaption, sondern in dessen komplexer und reflexiver Anverwandlung zu neuen theoretischen, methodischen und sprachlichen Gestaltungen ihrer selbst. Das hieße aber auch, in einer Synthese aus Sich-Selbst-Gleichheit und Selbst-Transformation, nunmehr (neo-)freudianische auf (neo-)marxistische Konzepte zu beziehen, oder eben: wenigstens die aktuellen (intersubjektiven und relationalen) Versionen der Psychoanalyse in ein neu zu konzipierendes Verhältnis zu setzen mit denen der Sozialwissenschaft. Dabei ginge es darum – soll das kritische Potenzial weiter erhalten werden – gerade die materielle ›Bodenhaftung‹ nicht zugunsten eines immateriellen oder gar ideellen ›Schwebbezustands‹ preiszugeben. Geschehen kann dies nur über die deutliche Verankerung intersubjektiver und relationaler psychoanalytischer Konzeptionen im klassischen (freudschen) Triebbegriff sowie über die Verankerung intersubjektiver und relationaler sozialwissenschaftlicher Konzeptionen in der klassisch (marxistischen) Vorstellung vom Unterbau als der produktiven Basis der Gesellschaft.<sup>2</sup> Beide sind über die Befriedigung elementarer biophysischer (Grund-)Bedürfnisse ineinander verschränkt. Aus ihrer Grundlage erst entwächst das psychosozio-kulturelle, symbol- und zeichenhaft Immaterielle – sei es nun in Psyche und Geist des Individuums, oder in der kulturell-ideellen Sphäre der Gesellschaft. Die immateriellen und materiellen Austauschprozesse zwischen Individuen wie zwischen Individuen und der gesellschaftlichen wie natürlichen Welt heißt es daher in den Blick zu nehmen. Diese aber erweisen sich als zutiefst intersubjektiv gelagert.

Um nun aber eine solchermaßen intersubjektive und relationale Verschränkung von Psychoanalyse und Sozialwissenschaft hin zu einer gesellschaftstheoretisch konturierten Untersuchung und Deutung spezifisch spätmoderner Dynamiken zu ermöglichen, bleibt die Neukonzeption und Neuinterpretation einer Reihe von beide Disziplinen umspannenden Termini unerlässlich. Die Problematik besteht hierbei darin, eine begriffliche Meta-Ebene zu formulieren, die, über die Termini einer intersubjektiven Psychoanalyse wie über jene einer intersubjektiven Sozialwissenschaft ›gelegt‹, weder der einen noch der anderen etwas ›wegnimmt‹, sondern es vielmehr erlaubt, die Kluft zwischen beiden zu überbrücken und sie aufeinander zu beziehen. Es gilt also, ›weiche‹, offene Begrifflichkeiten zu finden, welche geeignet sind, das jeweils ›härtere‹, enger bestimmte Vokabular beider Disziplinen inhaltlich zu umspannen und terminologisch miteinander zu verschränken. Vorgeschlagen werden dazu die im weiteren Fortgang

---

2 Ähnliche Überlegungen (bezogen auf die Implikationen von Alfred Lorenzers Konzeption der Psychoanalyse als Interaktionstheorie mit einer Sozialisation und gesellschaftliche Praxis einbeziehenden Dimension) finden sich schon in: Hans-Joachim Busch, *Interaktion und innere Natur. Sozialisierungstheoretische Reflexionen*, Frankfurt a.M. 1985, Kap. »Zur Begründung einer materialistischen Theorie subjektiver Struktur«, S. 223-226.

dieser Arbeit entwickelten Termini: *maßloses Selbst, bemessenes Ich; verbindende sowie trennende Kommunikation und Interaktion; das maßlos Gemeinsame, wie das bemessen Einsame; biomorphe, thanatomorphe, polymorphe relationale Formationen; die Bemessung des Maßlosen; das Maßlose als Maßstab.*

Metatheoretisch sind die aufgeführten Begriffe allesamt doppelt codiert, d.h. sie lassen sich je nach Bedarf sowohl zur psychoanalytischen Seite wie zur sozialwissenschaftlichen hin auffächern bzw. vertiefen. Ein permanentes Changieren zwischen beiden Polen wird damit möglich, um sie als ineinander verflochtene darstellen zu können. Ziel ist geradezu eine Verschmelzung beider Wissenschaften über eher philosophisch grundierte Termini, die nach Belieben zur jeweiligen Seite hin (Psychoanalyse bzw. Sozialwissenschaft) wieder aufgelöst werden kann.

Inhaltlich aber verdeutlichen die genannten Begriffe bereits, dass es das Ziel eines solchen Unterfangens nicht sein kann, den Triebbegriff aufzugeben – sondern ihn vielmehr (verstanden als universales Bewegungsprinzip) auszudehnen auf Dynamiken auch des sozialen Raums. Eros und Thanatos manifestieren sich dort im Sinne von vereinigenden und entzweiehenden Kräften, *inkludierenden* und *exkludierenden* Mechanismen, und zwar innerhalb intersubjektiver Netzwerkstrukturen. Der Eros wird hierbei verstanden als *maßlos verbindendes* Strukturprinzip, konstruktiv wirkend, welches das *Gemeinsame* ermöglicht und *biomorphe* Zusammenhänge erzeugt, während der Thanatos, antagonistisch dazu, destruktiv, als *bemessend und zertrennendes* Strukturprinzip gefasst wird, welches Emanationen des *Einsamen* erwirkt und *thanatomorphe* Kontexte etabliert.

Schlussendlich wird gerade das paradoxe und ambivalente Verhältnis, welches als entdifferenzierend bzw. differenzierend klassifizierte psychosoziale Phänomene in der Spätmoderne offensichtlich angenommen haben, vor diesem Hintergrund als Verweis auf eine potenzielle Versöhnung und Ausbalancierung jener antagonistischen Dynamiken auf einer sozial- und kulturgeschichtlich neuen Stufe interpretiert werden können. Sozial emanzipatorisches Potenzial sollte sich dann danach beurteilen lassen, inwieweit es diese Möglichkeit der Aussöhnung (die auch verwoben ist mit einer epochen- und gesellschaftstypisch neuen Relation von Lust- und Realitätsprinzip) zu verwirklichen in der Lage ist. Dabei geht es im Hinblick um eben jenes sozial emanzipatorische Potenzial weniger um politische und soziale Bewegungen, sondern, viel weiter gefasst, um die Emergenz neuer Subjekt- und Gesellschaftsformen.

Was die Gliederung der Arbeit betrifft, wird also im Sinne einer ›Topografie‹, eine (bezüglich der Kapitelüberschriften stark raum- und ortsmetaphorisch konnotierte) ›Landkarte‹ zentraler Axiome jener intersubjektiv psychoanalytisch-sozialpsychologisch ausgerichteten Kritischen Theorie vor Augen geführt werden. Dabei unterteilen drei Großkapitel sinnbildlich die entfaltete Theorielandkarte (1. Unermessliche Weiten – Ozeane des Maßlosen; 2. Tote Orte, belebte Welten – Thanatomorphe Wüsten und biomorphe Oasen; 3. Maßlose Perspektiven – Entgrenzte Horizonte). Diesen sind jeweils zwei Unterkapitel zugeordnet, die deren bildhaft-abstrakte Metaphorik terminologisch-konkret durchdringen (1.1 Subjektivierung und intersubjektiver Prozess; 1.2 Intersubjektiver Prozess und relationale Formation; 2.1 Biomorphe und thanatomorphe relationale Formationen im sozialen Raum; 2.2 Orte des Einsamen, Welten des Gemeinsamen – relationale Landschaften im sozialen Raum; 3.1 Sozialer Raum und polymorphe relationale Formationen; 3.2 Polymorphe Subjektkonstitutionen und psy-

chischer Raum). Diesen wiederum entspricht je ein argumentativer Block aus sechs Abschnitten, in denen die eigentliche Theoriebildung und inhaltliche Darstellung geschieht. (Deren spezifische Logik und argumentative Struktur kommt durch die erklärenden Abschnittsüberschriften bereits in der Gliederung deutlich zum Ausdruck und kann und soll *dort* als verkürzte Darstellung des gesamten Gedankengangs der Arbeit gelesen werden, um hier an dieser Stelle eine Überfrachtung durch Wiederholungen zu vermeiden). Zu erwähnen gilt es allerdings, dass jedem dieser Blöcke aus Abschnitten ein philosophisch orientierter ›Prolog‹ vorangestellt ist, der thesenhaft das theoretische Vorhaben des jeweiligen Kapitels in eigenen Termini formuliert, welches dann im Anschluss – grundsätzlich Psychoanalyse und Sozialwissenschaft vermittelnd – in den einzelnen Abschnitten eben jener argumentativen Blöcke umgesetzt wird. Grundsätzlich soll dabei das theoretisch anvisierte Ziel, psychoanalytische mit sozialwissenschaftlichen Gehalten zu verbinden (ohne deren je eigene Verwurzelung in materialistischen Denkströmungen zu kappen) erreicht werden, indem durchgehend zentrale, noch dem klassischen Subjekt-Objekt-Paradigma<sup>3</sup> verhaftete, materialistische Theoreme Sigmund Freuds wie Herbert Marcuses intersubjektiv neu interpretiert bzw. justiert werden – um sie alsdann zu konfrontieren mit aktuellen wissenschaftlichen Ansätzen; daran anschließend wird es Fall um Fall möglich sein, zu einer je eigenen (intersubjektiv und psychoanalytisch-sozialpsychologisch gesellschaftstheoretisch gelagerten) Sichtweise auf spätmoderne Phänomene gelangen zu können. Diese *methodische* Vorgehensweise zieht sich durch alle Kapitel des Textes, und wird es zudem erlauben, ein *inhaltliches* Panorama der Dialektik von Individuum und Gesellschaft aufzufächern, und zwar unter dem Gesichtspunkt eines Rundumblicks auf spätmoderne Verschiebungen in der Tektonik der psychosozialen Topografie.<sup>4</sup> Eine *selbstreflexive* Dimension der eigenen Theoriebildung sollen darüber hinaus die am Ende jedes Großkapitels eingeschobenen ›Intermezzi‹ gewährleisten: Sie beinhalten ›Intratheoretische Klärungen‹, ›Intertheoretische Überlegungen‹ und schließlich ›Metatheoretische (An-)Deutungen‹.

3 Den mit dem Übergang vom Subjekt-Objekt-Paradigma zum intersubjektiven verbundenen Perspektivwechsel (auch im Hinblick auf die Erkenntnistheorie) schildert Axel Honneth, wenn er so treffend schreibt, dass »Adorno [...] geschichtsphilosophisch den Erkenntnisakt überhaupt nur als die *kognitive Beziehung eines Subjekts auf ein Objekt*, nicht aber als die *interpretative Beziehung zwischen Subjekten* begriffen [eig. Hervorhebungen]« habe. In: ders., *Kritik der Macht. Reflexionsstufen einer kritischen Gesellschaftstheorie*, Frankfurt a.M. 1989, S. 248.

4 Die an Land und Meer orientierte, *virtuelle* Raum- und Ortsmetaphorik der Gliederung darf (in ihrer sinnbildlichen, auf die Darstellung von Qualitäten *psychosozialer menschlicher Beziehungsdimensionen und -formationen* zielenden Allegorik) durchaus verstanden werden als *bewusst gesetzter Kontrapunkt* zu den bekannten (*staats- und geschichtsphilosophischen*), am *realen* Land und Meer ansetzenden Reflexionen Carl Schmitts, in: ders. [1924], *Land und Meer. Eine weltgeschichtliche Betrachtung*, 6. Aufl., Stuttgart 2008. Niels Weber bspw. setzt den auch vom Reichsgedanken und Großmachtdenken geprägten Reflexionen Carl Schmitts (der ja vor allem auch raumüberwindende ökonomische wie politische Kräfte in den Blick nahm) dezidiert ein sozusagen humanistisches Raumverständnis entgegen: »Die demokratische Weltgemeinschaft als Rhizom, so lautet der Geocode der Netzwerkgesellschaft Castells, Hardts und Negris«. In: ders., »Die Geo-Semantik der Netzwerkgesellschaft«; in: Jörg Döring/Tristan Thielmann (Hg.): *Spatial Turn. Das Raumparadigma in den Kultur- und Sozialwissenschaften*, Bielefeld 2008, S. 181, mit Ausführungen zu Carl Schmitt ebd.

Eine zentrale Bedeutung hinsichtlich der angestrebten Verbindung von Psychoanalyse und Sozialwissenschaft zu einer gesellschaftstheoretischen Perspektive kommt im Übrigen den Schriften Alfred Lorenzers zu. Denn Lorenzer war der Ansicht, »psychoanalytische Theorie in ihrem ursprünglichen, d.h. wesentlichen Gehalt ist *keine Psychologie, sondern eine Interaktionstheorie*. [Hervorhebung durch Lorenzer]«<sup>5</sup>. Hans-Joachim Busch betont, dass »Lorenzer zu einer *sozialwissenschaftlichen* Auffassung der Psychoanalyse kam [eig. Hervorhebung]«<sup>6</sup>. Lorenzers interaktionstheoretische Neuausrichtung der freudschen Psychoanalyse sollte sich daher als ideales ›Bindeglied‹ zwischen einer Kritischen Theorie des Subjektes und einer zu konzipierenden Kritischen Theorie der Gesellschaft erweisen; denn Busch vermerkt überdies, dass Lorenzer selbst die Kompatibilität seiner (als intersubjektiv zu bewertenden) Revision der Psychoanalyse in Bezug auf einen gesellschaftstheoretischen Ansatz immer anstrebte: »Lorenzers Motiv [...] ist die Suche nach der Gesellschaftstheorie, die sich der Radikalität der psychoanalytischen Perspektive, *der sie eine neue begriffliche Form gibt*, gewachsen zeigt und sie beizubehalten und in sich aufzunehmen weiß. [Eig. Hervorhebung]«<sup>7</sup> Inwieweit die vorliegende Arbeit dieser Intention gerecht werden kann, darf diskutiert werden; allein: sie versucht es.

## Zur Verortung im näheren und fernerer wissenschaftlichen Umfeld

Die Kritische Theorie der Frankfurter Schule hegte schon seit Habermas' Auseinandersetzung mit Foucault und Derrida eine gewisse Aversion nicht nur gegen die Diagnose einer ›Postmoderne‹, sondern auch gegen den ›postmodernen‹ wissenschaftlichen Stil an sich. Habermas, dessen *Theorie des kommunikativen Handelns*<sup>8</sup> sich auch als eine Theorie der Moderne lesen lässt, verweigerte sich der Diagnose einer post-, und damit: nachmodernen Epoche. Er betrachtete die Moderne als noch nicht abgeschlossenes Projekt der Aufklärung und warf den Postmodernisten einen Hang zum Irrationalen vor – er sah sie eigentlich noch hinter die Moderne zurückfallen und konnte im Postmodernismus eben keine Überwindung der Moderne sehen; ja, Habermas begriff die Intention der Postmodernisten gar als gegenaufklärerisch.<sup>9</sup> Sicher auch aus dieser Kritik heraus hat sich im Frankfurter Umfeld der Kritischen Theorie der Begriff ›Spätmoderne‹<sup>10</sup> eingebürgert. Für dessen Verwendung im Anschluss auch an Anthony Giddens Sprachge-

5 Alfred Lorenzer, »Symbol, Interaktion und Praxis«; in: Günther Busch (Hg.), *Psychoanalyse als Sozialwissenschaft*, 2. Aufl., Frankfurt a.M. 1971, S. 35.

6 Hans-Joachim Busch, »Symbol, Intersubjektivität, innere Natur. Zu Alfred Lorenzers Verknüpfung von Psychoanalyse und kritischer Gesellschaftstheorie«; in: Hans-Joachim Busch/Marianne Leuzinger-Bohleber/Ulrike Prokop (Hg.), *Sprache, Sinn und Unbewusstes. Zum 80. Geburtstag von Alfred Lorenzer*, Tübingen 2003, S. 39.

7 Ebd., S. 57.

8 Siehe dazu: Jürgen Habermas, *Theorie des kommunikativen Handelns*, 2. Aufl., Bd. 1/2, Frankfurt a.M. 1982.

9 Vgl. Amy Allen, »Poststrukturalismus«; in: Hauke Brunkhorst/Regina Kreide/Cristina Lafont (Hg.), *Habermas Handbuch*, Stuttgart/Weimar 2009, S. 108-111.

10 Vgl. dazu bspw. auch: Hartmut Rosa, *Resonanz. Eine Soziologie der Weltbeziehung*, 3. Aufl., Berlin 2016.

brauch (»late modernity«) plädiert im Übrigen auch Hans-Joachim Busch.<sup>11</sup> Gleich wie man nun zum habermasschen Verdikt über die postmodernen Theorien stehen mag, gilt es – als bloße Einschätzung und Überlegung – festzuhalten, dass die postmodernen Denkrichtungen sich durchaus ausnehmen könnten als von zweierlei Strömungen durchzogen: nämlich eine, die Wahrheit und Vernunft selbst als irrational erscheinen lassen will – und damit ganz wie von Habermas behauptet ins reaktionäre und gegenaufklärerische Dunkel abdriftet; sowie eine, die vielleicht prototypisch eine auch sinnliche und imaginative, lichte Vernunft verkörpert und so bereits auf eine progressive Überwindung der kühlen, technokratischen und so verhängnisvollen Ratio der Moderne schließen lässt.

Jedenfalls will die hier vorliegende Arbeit durchaus auch vorstoßen in die offene Lücke, die sich innerhalb der Kritischen Gesellschaftstheorien von Habermas oder Honneth bezüglich einer dezidiert spätmodernen Orientierung noch auftut. Dabei weist die grundsätzlich intersubjektive Ausrichtung der hier in Konturen zu entwickelnden psychoanalytisch-sozialpsychologischen Gesellschaftstheorie diese dennoch eindeutig als zugehörig zur neueren Kritischen Theorie aus, wie man sie eben vor allem mit Habermas und Honneth verbindet, und welche bekanntlich für die so bedeutsame kommunikations- und handlungstheoretische bzw. anerkennungstheoretische (in beiden Fällen aber: intersubjektive) Wende in der Kritischen Theorie stehen.<sup>12</sup> Deren intersubjektiver Fokus wurde zudem in jüngster Zeit um den relationalen (weil noch stärker auf zwischenmenschliche Beziehungen bzw. menschliche Beziehungen zur Welt fokussierenden)<sup>13</sup> resonanztheoretischen Ansatz Hartmut Rosas umfang- und aufschlussreich erweitert. Dieser weist ja bereits theorieimmanent eine deutliche Ausrichtung hin zu spätmodernen Implikationen auf. Aus jenen Gründen wird gerade er sich daher im Fortgang für eine vertiefte Auseinandersetzung anbieten.<sup>14</sup>

Vorerst aber muss an dieser Stelle hervorgehoben werden: Gleich wie sehr alle diese Ansätze psychoanalytische Konzepte auch diskutierten, oder darauf Bezug nahmen,

11 Vgl. Hans-Joachim Busch, *Subjektivität in der spätmodernen Gesellschaft. Konzeptionelle Schwierigkeiten und Möglichkeiten psychoanalytisch-sozialpsychologischer Zeitdiagnose*, Weilerswist 2001, S. 15.

12 Siehe dazu: Jürgen Habermas, *Theorie des kommunikativen Handelns*, a.a.O.; sowie: Axel Honneth, *Kampf um Anerkennung. Zur moralischen Grammatik sozialer Konflikte*, Frankfurt a.M. 1994.

13 Wie Hartmut Rosa (unter Rekurs auf Charles Taylor) hervorhebt, »bedeutet in die Welt gestellt zu sein für ein Subjekt stets, seine Beziehung zur Welt, das heißt zu den Mitmenschen, zur umgebenden Natur [...] und zum Weltganzen [...] bestimmen zu müssen. [Hervorhebungen durch Rosa]«. In: ders., *Resonanz. Eine Soziologie der Weltbeziehung*, a.a.O., S. 227. Man denke dabei auch an die von Rosa geschilderten »Resonanzdreiecke«, ebd., S. 408-412 oder auch S. 489. Das Motiv dieser relationalen Dreieckskonstellation taucht mehr oder weniger in allen intersubjektiven Ansätzen und Zusammenhängen auf; vgl. dazu bspw.: »Hobson, der Psychanalytiker ist, hat ein Triangulierungsmodell entworfen [...]: Denken entsteht in einem Dreieck, das vom Selbst (Kind), einem Anderen (der Mutter) und der Welt (dem Objekt) gebildet wird [eig. Hervorhebungen]«. In: Martin Altmeyer/Helmut Thomä, »Einführung. Psychoanalyse und Intersubjektivität«; in: dies. (Hg.), *Die vernetzte Seele. Die intersubjektive Wende in der Psychoanalyse*, Stuttgart 2006, S. 19, unter Verweis auf: Peter R. Hobson, *Wie wir denken lernen. Gehirnentwicklung und die Rolle der Gefühle*, Düsseldorf/Zürich 2003.

14 Siehe dazu: Hartmut Rosa, *Resonanz. Eine Soziologie der Weltbeziehung*, a.a.O.

haben sie nie darauf abgezielt, die Psychoanalyse in die sozialwissenschaftliche Gesellschaftstheorie als elementaren Bestandteil zu integrieren. Die Verbindung zwischen den beiden großen metatheoretischen Gedankengebäuden der Frankfurter Schule, nämlich der Kritischen Theorie der Gesellschaft und der Kritischen Theorie des Subjekts, erwies sich somit zwar als eine dialogische im Sinne wechselseitiger Bezugnahme und gegenseitigen Austauschs, eine darüber hinaus gehende Verschränkung aber wollte oder sollte nicht zustande kommen.

Einen prägnanten Überblick zu Entstehung, Ausrichtung und Perspektiven der Kritischen Theorie des Subjekts (die im Übrigen in der Außenwahrnehmung der Frankfurter Schule oft – zu Unrecht – von der Kritischen Theorie der Gesellschaft verdeckt wird) gibt Busch.<sup>15</sup> Ihre eigentlichen Begründer und bedeutendsten Vertreter waren Alfred Lorenzer und Klaus Horn. Lorenzer hat die Kritische Theorie des Subjekts vermittels seines Konzepts der Internalisierung sozialer Interaktions- und Kommunikationserfahrungen zu psychischen Interaktionsformen in die Disziplin der psychoanalytischen Sozialpsychologie münden lassen, Horn hat sie modifiziert zur Politischen Psychologie; dabei blieben sich Lorenzer und Horn in ihren theoretischen Grundannahmen stets verbunden.<sup>16</sup> Nach dem Tod beider wurden ihre Denktraditionen bis heute von einer ganzen Reihe von Wissenschaftlerinnen und Wissenschaftlern fortgeführt und weiterentwickelt. Gerade im Bereich der psychoanalytischen Sozialpsychologie gesellte sich zu Mitscherlich, Richter, Brede, Erdheim und Reiche bald ein weiterer Kreis hinzu, darunter König, Görlich, Schmid Noerr, Prokop, Haubl und Busch selbst. Sie beziehen sich in hohem Maße auf Alfred Lorenzers Reformulierung der Psychoanalyse. Andere, wie Wirth, Krovoza, Schneider, Heim, aber auch Altmeyer, Dornes oder Honneth bezogen losgelöst von Lorenzer in ihre Ansätze die verschiedensten psychoanalytischen oder soziologischen Strömungen mit ein.<sup>17</sup> Für die Kritische Theorie des Subjekts bleiben dennoch die Grundzüge schon des von Lorenzer begründeten Ansatzes bis heute aktuell: Dazu zählen u.a. die vielfältigen interaktiv und kommunikativ orientierten Untersuchungen der Mutter-Kind-Dyade im Besonderen, der frühkindlichen Entwicklung im Allgemeinen, sowie daran anschließend, von primären oder sekundären Sozialisationsprozessen. Letztlich steht damit die Dialektik von Individuum und Gesellschaft im Mittelpunkt aller dieser Ansätze. So haben sich mittlerweile auch diverse Lager herausgebildet. Diese lassen sich grob unterscheiden in: Anhänger und Befürworter der von Lorenzer in seine Neuformulierung einbezogenen freudschen Trieb- und Kulturtheorie (sowie der daraus hervorgegangenen psychoanalytisch-tiefenhermeneutischen Sozialforschung); die »intersubjektiven Skeptiker beziehungsweise skeptischen Intersubjektivisten«<sup>18</sup>, welche den psychoanalytisch-sozialpsychologischen Ansatz prüfen und kritisieren, und ihn, weitgehend losgelöst von Lorenzer, allenfalls noch intersubjektiv

15 Siehe dazu: Hans-Joachim Busch, »Psychoanalytische Sozialpsychologie in Frankfurt – eine Tradition und ihre Zukunft«; in: ders. (Hg.), *Spuren des Subjekts. Positionen psychoanalytischer Sozialpsychologie*, Göttingen 2007, S. 13-54. (Anm.: Auf diese Zusammenfassung Buschs soll in Kapitel 3.2 dieser Arbeit noch einmal eingegangen werden. Es wird dabei unerlässlich sein, dort auf einige hier bereits geschilderten Gedankengänge und Zitationen noch einmal zurückzugreifen.)

16 Vgl. ebd., S. 21.

17 Vgl. ebd., S. 25f.

18 Ebd., S. 35.

und objektbeziehungstheoretisch (also unter Analyse nicht nur der Beziehungen von Subjekt zu anderem Subjekt, sondern auch jener zur Welt der Objekte) auf empirisch-säuglingspsychologische oder entwicklungspsychologische Konzepte beziehen; sowie eine dritte Gruppe, die psychoanalytische Sozialforschung praktiziert, ohne sich auf eine rein intersubjektive Ausrichtung festzulegen und in unterschiedlichem Ausmaß weiterhin doch an Lorenzer oder Horn festhält.<sup>19</sup> Institutionell verankert ist die psychoanalytische Sozialpsychologie als Disziplin in Frankfurt a.M., wo sie von Vera King fortgeführt wird. Zudem hat in der unlängst gegründeten GfpS (Gesellschaft für psychoanalytische Sozialpsychologie) ein mittlerweile sehr großer Kreis an Wissenschaftlerinnen und Wissenschaftlern zusammengefunden, die die Disziplin in den vielfältigsten Ausprägungen und Anwendungen und in den unterschiedlichsten universitären oder außeruniversitären Zusammenhängen zur Geltung bringen.

Mögliche Anknüpfungspunkte der Kritischen Theorie des Subjekts und damit der psychoanalytischen Sozialpsychologie (gerade auch in der ihr von Lorenzer verliehenen interaktiven und kommunikativen Form) an die intersubjektiven Kritische(n) Theorie(n) der Gesellschaft wie sie von Habermas oder Honneth so prominent formuliert wurden, finden sich durchaus. Deutlich wird dies z.B. wenn Honneth darauf verweist, dass Habermas die Entstehung sozialer Klassen als »Entstellung dialogischer Verhältnisse«<sup>20</sup> versteht. Hier drängen sich gedankliche Assoziationen zu Lorenzer auf, der ja der Auffassung war, »Verstümmelung der Praxis ist zugleich zerstörte Sprache« und bewirke darüber hinaus als »Einprägung über schon verformte Symbole« geradezu »systematische Verzerrungen und Verstümmelungen« auf Subjektseite.<sup>21</sup> Die Integration einer derart kommunikations- und handlungstheoretisch gefassten Psychoanalyse in die von Habermas ja gleichfalls kommunikations- und handlungstheoretisch ausgerichtete Gesellschaftstheorie sollte daher, als theoretische Option, eigentlich nahe liegen. Dass eine wechselseitige Inspiration zwischen Habermas und Lorenzer stattgefunden habe, so Busch, könne ja auch gar nicht in Zweifel gezogen werden.<sup>22</sup> Weiter schreibt Busch allerdings: »Dass der Dialog zwischen den beiden Protagonisten abnahm, war zu einem Teil wissenschaftsnarzisstischen Eitelkeiten (Freuds ›Narzissmus der kleinen Differenz‹) geschuldet; hinzu kam die Verlagerung der habermasschen Erkenntnisinteressen im Rahmen seines weit gespannten kommunikationstheoretischen Projekts.«<sup>23</sup> Die Folge seien »Fehlwahrnehmungen« und »Ausblendungen« im persönlichen Verhältnis der beiden gewesen, »die eine erneute Kontaktaufnahme erschwerten.«<sup>24</sup> Aber auch seitens Anderer wurde dieser Versuch der Integration beider Denkausrichtungen nicht

19 Vgl. ebd., S. 35f.

20 Axel Honneth, *Kritik der Macht. Reflexionsstufen einer kritischen Gesellschaftstheorie*, a.a.O., S. 299.

21 Alfred Lorenzer, »Symbol, Interaktion und Praxis«; in: Günther Busch (Hg.), *Psychoanalyse als Sozialwissenschaft*, a.a.O., S. 53.

22 Vgl. Hans-Joachim Busch, »Psychoanalytische Sozialpsychologie in Frankfurt – eine Tradition und ihre Zukunft«, a.a.O., S. 39.

23 Ebd.

24 Ebd.; Busch verweist an dieser Stelle im Übrigen auf ähnliche Einschätzungen in: Reimut Reiche, »Von innen nach außen? Sackgassen im Diskurs über Psychoanalyse und Gesellschaft«; in: *Psyche*, 49, 1995, S. S. 227-258; sowie: Axel Honneth, »Das Werk der Negativität. Eine psychoanalytische Revision der Anerkennungstheorie«; in: Werner Bohleber, Sibylle Drews (Hg.), *Die Gegenwart der Psychoanalyse – die Psychoanalyse der Gegenwart*, S. 241.

ernsthaft vollzogen, sondern blieb weitgehend auf die bloße Bezugnahme beschränkt. Mittlerweile wiederum gäbe es, so Busch, eine enorme Pluralität des psychoanalytisch-sozialpsychologischen Diskurses,<sup>25</sup> und auch die Gesellschaftstheorie Frankfurter Prägung gewann ja mit Honneth eine zwar weiterhin intersubjektive, aber eben anerkennungstheoretische Dimension hinzu. Gerade aber diese Vielfältigkeit erschwerte es nun sicher zusätzlich, eine gemeinsame und kongruente Basis beider Traditionen zu etablieren. Noch immer stehen daher auch eher subjektivistische neben intersubjektiven Ausrichtungen der Psychoanalyse und finden trotz ihrer sehr wohl vorhandenen Gemeinsamkeiten kaum einen wirklich ausbaufähigen Bezugspunkt zueinander wie zur Gesellschaftstheorie.<sup>26</sup> Busch äußert jedoch die Hoffnung,

»[...] es könnten jedenfalls die *Konturen* [eig. Hervorhebung] eines Dachs entstehen, unter dem sich die Positionen Frankfurter psychoanalytischer Sozialpsychologie zusammenführen lassen. Wenn man eine Fortführung der Tradition der Frankfurter Schule insbesondere im Hinblick auf die Verknüpfung von Psychoanalyse und kritischer Gesellschaftstheorie anstrebt, dann kommt es auf eine konstruktive Auseinandersetzung mit der genannten Hauptdifferenz [nämlich der scheinbaren Unvereinbarkeit von dem Subjekt-Objekt-Paradigma weiterhin stärker verhafteten Ansätzen, mit solchen intersubjektiver Ausrichtung, eig. Anm.] an. Meine These ist, dass die Frage des Intersubjektivismus nicht zur unüberwindbaren Hürde eines solchen Einigungsversuchs werden muss. Eine moderne psychoanalytische Sozialpsychologie Frankfurter Provenienz hätte in der Lage zu sein, eine Lösung für diese Frage zu finden – und sie ist dies meines Erachtens auch.«<sup>27</sup>

Busch selbst vertiefte und erweiterte die von Horn und Lorenzer ins Leben gerufene Kritische Theorie des Subjekts, indem er ihre Anschlussfähigkeit an andere sozialisationstheoretische und intersubjektive Zugänge prüfte, und stellte darüber hinaus einen gesellschaftstheoretischen Bezug her über einen Abgleich mit Theorien der Spätmoderne.<sup>28</sup> Gerade in *Subjektivität in der spätmodernen Gesellschaft. Konzeptionelle Schwierigkeiten und Möglichkeiten psychoanalytisch-sozialpsychologischer Zeitdiagnose*<sup>29</sup> legt Busch auch unkonventionelle theoretische Verbindungen bspw. von Marcuse und Habermas nahe, und setzt die Kritische Theorie des Subjekts in gesellschaftstheoretische Kontexte. Die hier vorliegende Arbeit verdankt dem viel.

Wichtige Impulse schon im konzeptionellen Vorfeld gehen zurück auch auf Honneths Schrift *Kritik der Macht. Reflexionsstufen einer kritischen Gesellschaftstheorie*<sup>30</sup>. Vor allem die darin zum Ausdruck gebrachte Sichtweise auf die von Habermas verfasste Theorie des kommunikativen Handelns als einer kommunikations- und handlungstheore-

---

25 Vgl. ebd. S. 36.

26 Vgl. ebd. S. 37.

27 Ebd., S. 37.

28 Vgl. ebd., S. 34.

29 Hans-Joachim Busch, *Subjektivität in der spätmodernen Gesellschaft. Konzeptionelle Schwierigkeiten und Möglichkeiten psychoanalytisch-sozialpsychologischer Zeitdiagnose*, a.a.O.

30 Axel Honneth, *Kritik der Macht. Reflexionsstufen einer kritischen Gesellschaftstheorie*, a.a.O.

tischen Transformation der *Dialektik der Aufklärung*<sup>31</sup> sowie die dabei von Honneth in einem gesellschaftstheoretischen Kontext gegebenen Erörterungen zur Intersubjektivität erwiesen sich als hilfreiche Orientierungen. Von ähnlich grundlegender Bedeutung war zudem die von Honneth unter dem Titel *Unsichtbarkeit. Stationen einer Theorie der Intersubjektivität*<sup>32</sup> veröffentlichte Sammlung eigener Aufsätze. Insbesondere der Aufsatz »Objektbeziehungstheorie und postmoderne Identität. Über das vermeintliche Veralten der Psychoanalyse«<sup>33</sup> erwies sich als inspirierend bezüglich der psychoanalytischen Dimension einer eigenen Theoriebildung.

Im Hinblick auf diese psychoanalytische Dimension ergiebig war auch eine der sicher kompaktesten Zusammenfassungen intersubjektiver und relationaler psychoanalytischer Positionierungen, nämlich der von Martin Altmeyer und Helmut Thomä herausgegebene Sammelband *Die vernetzte Seele. Die intersubjektive Wende in der Psychoanalyse*<sup>34</sup>. Die dort schon in der Gliederung vollzogene Unterscheidung in Vertreter amerikanischer wie europäischer intersubjektiver Strömungen der Psychoanalyse geschah (wohl auch) um der Tatsache willen, dass letztere weiterhin stärker am Triebbegriff festhalten (wenngleich dieser dann oft als modifizierter begegnet) – wohingegen in vielen amerikanischen Varianten eine (aus kritischer Perspektive nicht unproblematische) Tendenz zu dessen Preisgabe zu beobachten ist. Altmeyer und Thomä schreiben ungeachtet, oder gerade in Anbetracht der Vielfalt dieser Neuinterpretationen der klassischen Ansätze: »Wir sind der Auffassung, dass Intersubjektivität zu einem einheitsstiftenden Paradigma der modernen Psychoanalyse werden kann.«<sup>35</sup> Hervorzuheben wäre in diesem Sinne auch Stephen Mitchell<sup>36</sup>, der sich basierend auf den so bedeutsamen intersubjektivitätstheoretischen Schriften Hans W. Loewalds<sup>37</sup> um eine relationale Ausrichtung der Psychoanalyse verdient gemacht hat. Auch auf Jessica Benjamin<sup>38</sup> gilt es zu verweisen, die – aus einer feministischen und gendertheoretischen Perspektive – die Notwendigkeit einer intersubjektiven Fassung der klassischen Psychoanalyse betonte, weil nur eine solche (über reziproke Relationen) die theoretischen Grundlagen von gleichberechtigten, symmetrischen Beziehungen der Geschlechter zueinander überhaupt erst adäquat in den Blick rücken könne.

Doch das intersubjektive Paradigma hat nicht nur das Potenzial, die Psychoanalyse unter einem Dach zu versammeln; in immer mehr Bereiche der (Sozial-)Wissenschaft-

31 Theodor W. Adorno/Max Horkheimer [1944], *Dialektik der Aufklärung. Philosophische Fragmente*, limitierte Sonderausgabe, Frankfurt a.M. 2003.

32 Axel Honneth, *Unsichtbarkeit. Stationen einer Theorie der Intersubjektivität*, Frankfurt a.M. 2003.

33 Axel Honneth, »Objektbeziehungstheorie und postmoderne Identität. Über das vermeintliche Veralten der Psychoanalyse«; in: ders., *Unsichtbarkeit. Stationen einer Theorie der Intersubjektivität*, Frankfurt a.M. 2003, S. 138-161.

34 Martin Altmeyer/Helmut Thomä (Hg.), *Die vernetzte Seele. Die intersubjektive Wende in der Psychoanalyse*, Stuttgart 2006.

35 Martin Altmeyer/Helmut Thomä, »Vorbemerkungen der Herausgeber«; in: dies. (Hg.), *Die vernetzte Seele. Die intersubjektive Wende in der Psychoanalyse*, a.a.O., S. 6.

36 Stephen A. Mitchell, *Bindung und Beziehung. Auf dem Weg zu einer relationalen Psychoanalyse*, Gießen 2003.

37 Hans W. Loewald, *Psychoanalyse. Aufsätze aus den Jahren 1951-1979*, Stuttgart 1986.

38 Jessica Benjamin, *Shadow of the Other. Intersubjectivity and Gender in Psychoanalysis*, New York/London 1998.

ten greift es aus. Nicht zuletzt hat Altmeyer selbst ja unlängst eine psychoanalytisch geprägte intersubjektive und resonanztheoretische Interpretation der Transformation der Psyche in der digitalen Moderne – und damit auch eine zeitdiagnostische Einschätzung – vorgelegt.<sup>39</sup> Was die Verknüpfung von Psychoanalyse und Politik (besonders auch über symbolische Repräsentation und Destruktion) betrifft, erweist sich im Übrigen *Die Seele und die Normen*<sup>40</sup> von Angelika Ebrecht als ungemein aufschlussreich. Friederike Werschull hingegen widmet sich dem Thema der Intersubjektivität stärker anerkennungstheoretisch orientiert; und zwar in ihrer sozialpsychologischen und -philosophischen Theoriestudie *Vorgreifende Anerkennung. Zur Subjektbildung in interaktiven Prozessen*<sup>41</sup>. So formuliert sie: »Fragt man nach dem menschlichen Subjekt, den Prozessen seiner Entstehung und seinem Werdegang, so sieht man sich verwiesen auf die Untersuchung von Beziehungen und Verhältnissen, in denen das Individuum situiert ist.«<sup>42</sup> Durchaus in eine solche Richtung verweisen auch relationale Ansätze der Netzwerktheorie, wie sie früh schon im von Jan Fuhse und Sophie Mützel herausgegebenen Sammelband *Relationale Soziologie. Zur kulturellen Wende der Netzwerkforschung*<sup>43</sup> präsentiert und diskutiert wurden. Denn diese erlauben es, das Phänomen des Netzwerks als menschlich-soziokulturelles, und nicht nur technologisch-infrastrukturelles, zu begreifen. In eine solche Richtung weisen zudem auch Beiträge im von Christian Stegbauer herausgegebenen Band »*Netzwerkanalyse und Netzwerktheorie. Ein neues Paradigma in den Sozialwissenschaften*«<sup>44</sup>. Sicherlich einen großen – und zudem auch: gesellschaftstheoretisch orientierten – Beitrag zur relationalen Netzwerktheorie hat Henning Laux geleistet, mit seiner Arbeit *Soziologie im Zeitalter der Komposition. Koordinaten einer integrativen Netzwerktheorie*<sup>45</sup>. Er verbindet darin die beiden großen Schulen (Bruno Latours und Harrison C. Whites) der Netzwerktheorie zu einem integrativen Ansatz. Martina Löw (*Raumsoziologie*<sup>46</sup>) sowie Markus Schroer (*Räume, Orte, Grenzen. Auf dem Weg zu einer Soziologie des Raums*<sup>47</sup>) haben auf je eigene Weise die Relationalität des Raums schon vor geraumer Zeit vor Augen geführt. Hubert Knoblauch wiederum hat in *Die kommunikative Konstruktion der Wirklichkeit*<sup>48</sup> basierend auf einem von ihm, Jo Reichertz und Reiner Keller angestoßenen Gemeinschaftsprojekt den (im Anschluss an den Sozialkonstruktivismus konzipierten) kommunikativen Konstruktivismus intersubjektiv

- 
- 39 Martin Altmeyer, *Auf der Suche nach Resonanz. Wie sich das Seelenleben in der digitalen Moderne verändert*, Göttingen 2016.
- 40 Angelika Ebrecht, *Die Seele und die Normen. Zum Verhältnis von Psychoanalyse und Politik*, Gießen 2003.
- 41 Friederike Werschull, *Vorgreifende Anerkennung. Zur Subjektbildung in interaktiven Prozessen*, Bielefeld 2007.
- 42 Ebd., S. 19.
- 43 Jan Fuhse/Sophie Mützel (Hg.), *Relationale Soziologie. Zur kulturellen Wende der Netzwerkforschung*, Wiesbaden 2010.
- 44 Christian Stegbauer (Hg.), *Netzwerkanalyse und Netzwerktheorie. Ein neues Paradigma in den Sozialwissenschaften*, Wiesbaden 2008.
- 45 Henning Laux, *Soziologie im Zeitalter der Komposition. Koordinaten einer integrativen Netzwerktheorie*, Weilerswist 2014.
- 46 Martina Löw, *Raumsoziologie*, Frankfurt a.M. 2015a.
- 47 Markus Schroer, *Räume, Orte, Grenzen. Auf dem Weg zu einer Soziologie des Raums*, 4. Aufl., Frankfurt a.M. 2012.
- 48 Hubert Knoblauch, *Die kommunikative Konstruktion der Wirklichkeit*, Wiesbaden 2017.

aktualisiert und daraufhin zu einer Sozialtheorie mit gesellschaftsdiagnostischer Ausrichtung (›Kommunikationsgesellschaft‹) geformt. Und schließlich hat unlängst Björn Kraus einen dezidiert relationalen Konstruktivismus skizziert, den er zur Novellierung des theoretischen Konzepts von Sozialer Arbeit heranzieht.<sup>49</sup>

Schlussendlich gilt es noch auf Ansätze zu verweisen, die zwar *methodisch* nicht, oder nicht im strengen Sinn, als intersubjektiv oder relational zu bewerten sind, zu denen die hier vorliegende Arbeit aber als *inhaltlich* in einem gewissen verwandtschaftlichen Verhältnis stehend gedacht werden muss. Dazu zählen die (postmodernen) Vergemeinschaftungstheoreme und kollektiven Entgrenzungsszenarien Michel Maffesoli (ders., *Der Schatten des Dionysos. Zu einer Soziologie des Orgiasmus*, Frankfurt a.M. 1986; sowie: ders., *The Time of the Tribes: The Decline of Individualism in Mass Societies*, London 1996), wie sie Reiner Keller so ausführlich beschrieben hat.<sup>50</sup> Aber auch die zeitdiagnostische Entgrenzungsstudie des stark auf Erich Fromm rekurrierenden Rainer Funk (ders., *Der entgrenzte Mensch. Warum ein Leben ohne Grenzen nicht frei, sondern abhängig macht*, Gütersloh 2011) gilt es diesbezüglich hervorzuheben. Ein sehr feines Gespür für Grenzen wie verschwimmende Konturen (sowohl im mentalen, als auch im sozialen Bereich) beweist außerdem Eviatar Zerubavel in *The Fine Line. Making Distinctions in Everyday Life*<sup>51</sup>. Zudem begegnet das Maßlose als »Unermessliches« oder »jenseits« bzw. »außerhalb des Maßes« angesiedeltes in den poststrukturalistisch und neo-operaistisch geprägten, kritisch (global-)gesellschaftstheoretischen Werken Michael Hardts und Antonio Negris.<sup>52,53</sup> Und mit *Liquid Modernity* (dtsh. leider wiedergegeben als: *Flüchtige Moderne*<sup>54</sup>) hat schließlich Zygmunt Bauman den Anstoß gegeben, den Strukturwandel (der je nach Diktion: post- oder spätmodernen) Gegenwartsgesellschaft(en) ganz unter dem Gesichtspunkt der ›Verfüssigung‹ alles vormals ›Festen‹ zu sehen.

49 Björn Kraus, *Relationaler Konstruktivismus – Relationale Soziale Arbeit. Von der systemisch-konstruktivistischen Lebensweltorientierung zu einer relationalen Theorie der Sozialen Arbeit*, Weinheim 2019.

50 Siehe dazu: Reiner Keller, *Michel Maffesoli. Eine Einführung*, Konstanz 2006.

51 Eviatar Zerubavel, *The Fine Line. Making Distinctions in Everyday Life*, Chicago/London 1991.

52 Siehe zur Thematik des Maßlosen bei Michael Hardt und Antonio Negri insb. die Unterkap. »Außerhalb des Maßes (Das Unermessliche)« sowie »jenseits des Maßes (Das Virtuelle)«, in: dies., *Empire, Die neue Weltordnung*, Frankfurt a.M./New York 2002, S. 362-367.

53 Siehe dazu: Michael Hardt/Antonio Negri, *Empire. Die neue Weltordnung*, Frankfurt a.M./New York 2002; dies., *Multitude. Krieg und Demokratie im Empire*, Frankfurt a.M./New York 2004; sowie: dies., *Common Wealth. Das Ende des Eigentums*, Frankfurt a.M./New York 2010.

54 Zygmunt Bauman, *Flüchtige Moderne*, Frankfurt a.M. 2003.

# 1. Unermessliche Weiten – Ozeane des Maßlosen

---

## 1.1. Subjektivierung und intersubjektiver Prozess

**Prolog: Subjekt, maßlos** ■ *Das Subjekt war immer auch als maßloses konzipiert; ein Punkt, ohne Ausdehnung, jenseits jeglichen Maßes, ein abstraktes Konzept, ohne ersichtliche Entsprechung; eine erkenntnistheoretische Markierung, von der aus sich die neuzeitliche Philosophie daran machte, die Welt zu denken. Sie machte das Subjekt zum Auge der Welt; zum Bewusstsein, das die Objekte schaut, und setzte so Subjekt und Objekt in Bezug zueinander. Nicht anders stellt das intersubjektive Paradigma, das angetreten war, den Solipsismus als Prämisse und Konsequenz solcher Subjektphilosophie zu überwinden, das Subjekt in Beziehung zum anderen Subjekt. Begriff das subjektphilosophische Paradigma die Erkenntnis der Objekte als vermittelt durch Vernunft, so begreift das intersubjektive Paradigma die Verhältnisse der Subjekte vermittelt durch Interaktion und Kommunikation. So wie ersteres bedeutet, dass Vernunft objektiviert, nämlich ein Bild der Objekte erst macht, so meint letzteres eigentlich, dass Interaktion und Kommunikation subjektivieren: das heißt, das Subjekt überhaupt erst in Erscheinung rufen.*

*Subjektivierung war damit gedacht als spezielle Form der Verwirklichung des Subjekts in der konkreten Begegnung mit den Anderen, oder in den Verhältnissen, zu denen solch situative Begegnung geronnen war. Subjektivierung, so verstanden, ist Konkretisierung von Abstraktem. Sie macht real, und belässt virtuell. Sie ist eine Tat; und sie wird angetan. Sie bemisst Blick wie Anblick. Sie ist daher immer auch eine Zurichtung; sie eröffnet und begrenzt den Blick des Subjekts auf sich selbst, die Anderen und die Welt. Subjektivierung ist die Bemessung der maßlosen Perspektiven des Subjekts beim Unterfangen der Realisierung seiner selbst in der Welt. Subjektivierung resultiert in Subjektivität. Subjektivität ist Aspekt gewordenes Subjekt. Subjektivität ist ersichtlich; das Subjekt ist es nie. Subjektivität ist bemessen; das Subjekt aber maßlos. Das maßlose Subjekt verhält sich zur bemessenen Subjektivität wie weißes Licht zu den Spektralfarben: Subjektivität ist perspektivisch gebrochenes Subjekt.*

*Subjektivität entsteht in intersubjektiven Prozessen. Intersubjektive Prozesse sind die Modi, in denen Subjekte sich begegnen. In ihnen brechen sich die Perspektiven; überlagern sich, oder spalten sich auf: Facetten entstehen und vergehen. Intersubjektive Prozesse sind daher prismatisch: sie zerlegen und vereinen. Maßlose Qualitäten eignen ihnen, und bemessende. Dimensionen des Gemeinsamen eröffnen sie, wie auch des Einsamen. Sie lösen einzelne Aspekte auf ins Allgemeine, oder umgekehrt. Sie konturieren und verwischen die Konturen; sie modellieren Subjektivität*

wie Situation. Sie erzeugen und vernichten Subjektivität, wie die Verhältnisse, in denen sie sich etabliert. Sie tauchen Subjektivität ins Maßlose zurück, und kehren sie wieder hervor, aufs Neue bemessen. So verwandeln sie: zerstörerisch und schöpferisch zugleich. Sie erschaffen Welten und die Sicht darauf; Einsichten wie Absichten. In intersubjektiven Prozessen verwirken und verwirklichen Subjekte sich.

**Subjektwerdung bei Freud: Freuds Rekonstruktion der Entstehung des ›Ich-Gefühls‹ aus dem ›ozeanischen Gefühl‹** ■ Die Metapher des ›ozeanischen‹ hatte Freud übernommen von Romain Rolland, der ihm in einem Briefwechsel von einem Gefühl berichtet habe, »das ihn selbst nie zu verlassen pflege, das er von vielen anderen bestätigt gefunden, und bei Millionen Menschen voraussetzen dürfe. Ein Gefühl, das er die Empfindung der ›Ewigkeit‹ nennen möchte, ein Gefühl wie von etwas Unbegrenztem, Schrankenlosem, gleichsam ›ozeanischem‹«<sup>1</sup>.

Freud hielt dieses ›ozeanische Gefühl‹ für eine besondere Form des Ich-Gefühls. Denn normalerweise scheine das Ich »selbstständig, einheitlich, gegen alles andere gut abgegrenzt«<sup>2</sup>; dass dieser Schein trügt, und die Grenzen des Ichs zumindest nach innen hin, ins Unbewusste, durchlässig seien, habe die Psychoanalyse gezeigt. Im Falle des ›ozeanischen Gefühls‹ aber überschreite das Ich seine so sicher geglaubten Grenzlinien nach außen hin. Ähnliches kenne man vom Fall der Verliebtheit: »Auf der Höhe der Verliebtheit droht die Grenze zwischen Ich und Objekt zu verschwimmen.«<sup>3</sup> Wie Rolland zuvor in seiner Schilderung des ›ozeanischen Gefühls‹, benutzt auch Freud hier die Metaphorik des Flüssigen. Das Flüssige ist charakterisiert durch das Fehlen oder Überwinden von Form. Rolland, wie Freud, bewegen sich um etwas, das, auch begrifflich, schwer zu fassen scheint. Sie bewegen sich um etwas, das nicht greifbar ist; etwas ›ozeanisches‹, und: etwas, das ›verschwimmt‹. Sie bewegen sich um ein Ich, das zerfließt, zerrinnt. Im Fall Rollands geht dies einher mit der »Empfindung der ›Ewigkeit‹«<sup>4</sup>; im Beispiel Freuds mit der Empfindung von Verliebtheit; in beiden Fällen also: mit einem Hochgefühl. Doch Freud führt auch pathologische Fälle an, in denen »die Abgrenzung des Ich gegen die Außenwelt unsicher wird«<sup>5</sup>; beispielsweise wenn Teile des eigenen Körpers, oder Gedanken, Gefühle, Wahrnehmungen der Außenwelt zugeschoben werden; wenn also Eigenes und Inneres nach außen verlagert und als fremd empfunden wird.<sup>6</sup> Freud kommt es allerdings zunächst einmal darauf an, festzustellen: Das Ich-Gefühl generell ist Störungen unterworfen, und die Ich-Grenzen sind unbeständig.<sup>7</sup> So kommt er zur nächsten Überlegung: »Dies Ichgefühl des Erwachsenen kann nicht von Anfang an so gewesen sein. Es muss eine Entwicklung durchgemacht haben, die sich begrifflicherweise nicht nachweisen, aber mit ziemlicher Wahrscheinlichkeit

1 Sigmund Freud [1929-1930], »Das Unbehagen in der Kultur«, in: Sigmund Freud, Werke im Taschenbuch (hg. von Ilse Grubrich-Simitis), *Sigmund Freud. Das Unbehagen in der Kultur – Und andere kulturtheoretische Schriften*, 10. unveränderte Aufl., Frankfurt a.M. 2007b, S. 31.

2 Ebd., S. 33.

3 Ebd.

4 Ebd., S. 31.

5 Ebd., S. 33.

6 Vgl. ebd.

7 Vgl. ebd.

konstruieren läßt.«<sup>8</sup> Freud macht sich also daran, die Entwicklung des Ich-Gefühls zu rekonstruieren. Das Ich des Kleinkinds löse sich erst allmählich »von einer Außenwelt als Quelle der auf ihn einströmenden Empfindungen«<sup>9</sup>. Diesen Vorgang beschreibt er im Modus von Bedürfnisbefriedigung und –versagung, die für den Säugling verbunden sei mit der Erfahrung von Lust und Unlust; Lust, wenn etwa sein Bedürfnis nach Nahrung gestillt wird; Unlust wenn dieses versagt bleibt. Entlang dieser Erfahrungen sei der Säugling gezwungen, zu realisieren, dass bestimmte sinnliche Erregungsquellen im Draußen seiner selbst angesiedelt und damit prinzipiell unverfügbar seien, während andere, seinem Körper zugehörige, ihm jederzeit Empfindungen zusenden können. Dem Lustprinzip entspreche ein Ich, welches noch die Tendenz habe, Schmerz- und Unlustempfindungen gänzlich der Außenwelt zuzuschreiben, selbst wenn sie dem eigenen Körper oder dem Ich entspringen; dem Realitätsprinzip entspreche ein Ich, welches bereits gelernt habe, derartige Erfahrungen auch ins Ich zu integrieren und zu akzeptieren. Am Ende dieser Entwicklung stehe ein Ich, welches durch Lenkung der Sinnestätigkeit und Muskelkontraktion dem Ich angehöriges, und äußerliches, zu unterscheiden lerne.<sup>10</sup> Freud kommt zu dem Schluss:

»Auf solche Art löst sich also das Ich von der Außenwelt. Richtiger gesagt: Ursprünglich enthält das Ich alles, später scheidet es eine Außenwelt von sich ab. Unser heutiges Ichgefühl ist also nur ein eingeschrumpfter Rest eines weit umfassenderen, ja – eines allumfassenden Gefühls, welches einer innigeren Verbundenheit des Ichs mit der Umwelt entsprach. Wenn wir annehmen dürfen, daß dieses primäre Ichgefühl sich im Seelenleben vieler Menschen – in größerem oder geringerem Ausmaße – erhalten hat, so würde es sich dem enger und schärfer umgrenzten Ichgefühl der Reifezeit wie eine Art Gegenstück an die Seite stellen, und die zu ihm passenden Vorstellungsinhalte wären gerade die der Unbegrenztheit und der Verbundenheit mit dem All, dieselben, mit denen mein Freund das ›ozeanische Gefühl‹ erläutert.«<sup>11</sup>

Schließlich setzt Freud jenes abstrakte ›ozeanische Gefühl‹ noch in einen Zusammenhang mit konkreten Phänomenen. Wie es so oft bei psychischen Strukturen der Fall sei, bleibe auch hier das Ursprünglichere neben dem Späteren untergründig bestehen. Das ›ozeanische Gefühl‹ des Eins-Seins könne daher reaktiviert werden, und dies, so vermutet er, sei unter anderem der Fall in Phänomenen aus dem Bereich der Meditation oder aber auch der Trance oder Ekstase.<sup>12</sup> Diese könnten aufgefasst werden als »Regression zu uralten, längst überlagerten Zuständen des Seelenlebens«<sup>13</sup>. Auch Bezüge zu vielen »Weisheiten der Mystik«<sup>14</sup> und zur »Religion«<sup>15</sup> konstatiert Freud.<sup>16</sup>

8 Ebd.

9 Vgl. ebd., S. 33f.

10 Vgl. ebd., S. 34.

11 Ebd., S. 34f.

12 Ebd., S. 40.

13 Ebd., S. 39.

14 Ebd.

15 Ebd., S. 39f.

16 An anderer Stelle wird Freud das ›ozeanische Gefühl‹ als primäre Quelle des Religiösen in Frage stellen, indem er das infantile Bedürfnis nach Vaterschutz gegenüber dem stärker an die Mutter gekoppelten ›ozeanischen Gefühl‹ aufwertet. Zu Freuds diesbzgl. Haltung vgl. Martin Altmeyer,

**Intersubjektive Ansatzpunkte bei Freud? Eine Spurensuche mit dem Ziel einer intersubjektiven Neuformulierung der Genese des ›Ich-Gefühls‹ aus dem ›ozeanischen Gefühl‹**

■ Freuds Darstellung der Entwicklung eines »schärfer umgrenzten«<sup>17</sup> Ich-Gefühls aus einem »umfassenderen«<sup>18</sup> ›ozeanischen Gefühl‹ scheint auf den ersten Blick klassisch subjektphilosophisch geprägt zu sein. Freud führt ein Ich vor Augen, das sich allem Anschein nach entlang von Bedürfniserfahrungen konturiert: Nicht aus kommunikativem Austausch mit dem Anderen entsteht es, nicht aus Interaktion, sondern als Reaktion auf eigene, leibgebunden gedachte Lust- und Unlustempfindungen. Gerade hier aber ist die Nähe zum intersubjektiven Paradigma offensichtlich. Denn selbstverständlich sind diese Lust- und Unlustempfindungen auch interaktiv und kommunikativ vermittelt. Die Unlustempfindung des Hungers hat ihre Ursache in einer unterlassenen Handlung der Bezugsperson; die Lust der Sättigung erwächst aus einer vollzogenen Handlung.<sup>19</sup> Während der Handlung kommuniziert die Bezugsperson zudem sprachlich oder gestisch, oder unterlässt eben wiederum diese Kommunikation. In jedem Fall erlebt der Säugling nicht nur sein eigenes Bedürfnis, sondern macht zugleich eine Kommunikationserfahrung. Und diese wird seitens des Kleinkinds nicht nur passiv wahrgenommen, sondern früh nimmt es aktiv teil an kommunikativen Situationen, wie zahlreiche Untersuchungen auch der Säuglingsforschung belegen.<sup>20</sup> Aber mehr noch: Bereits Neugeborene kommunizieren aktiv – und es scheint ihnen auch ein Bedürfnis zu sein.<sup>21</sup> Freuds bedürfnisorientiertes Subjekt-Objekt-Paradigma<sup>22</sup> nimmt sich aus dieser Perspektive nicht aus als eines, das dem intersubjektiven widerspräche – sondern

---

*Narzissmus und Objekt. Ein intersubjektives Verständnis der Selbstbezogenheit*, a.a.O., S. 51ff, oder aber auch: Hans W. Loewald, »Ich und Realität«; in: ders., *Psychoanalyse: Aufsätze aus den Jahren 1951-1979*, Stuttgart 1986, S. 21.

17 Sigmund Freud [1929-1930], »Das Unbehagen in der Kultur«, a.a.O., S. 35.

18 Ebd., S. 34.

19 Freud selbst scheint seine subjektivistische Konzeption als eine zu begreifen, die nur funktioniert, wenn man die ›Mutterpflege‹, d.h. eine objektive (aber eigentlich doch: intersubjektive) Dimension hinzudenkt. Vgl. dazu auch: Martin Altmeyer/Helmut Thomä: »Einführung: Psychoanalyse und Intersubjektivität«; in: dies. (Hg.), *Die vernetzte Seele. Die intersubjektive Wende in der Psychoanalyse*, Stuttgart 2006, S. 10.

20 Martin Dornes: »Die kommunikative Funktion der Imitation kann noch durch den Befund verdeutlicht werden, dass Neugeborene nicht nur imitieren, sondern auch imitative Antworten des Partners provozieren. [...] Schon die Neugeborenenimitation ist also ein wechselseitiges kommunikatives Geschehen.« In: ders., »Die emotionalen Ursprünge des Denkens«; in: *WestEnd. Neue Zeitschrift für Sozialforschung*, 2. Jg., 1/2005, S. 5.

21 Vgl. ebd., S. 5.

22 Jessica Benjamin übrighen benennt als wesentliche Differenz zwischen dem Subjekt-Objekt-Paradigma und dem intersubjektiven den Wandel von der Annahme einer einpoligen, aktiv-passiven Subjekt-Objekt-Bezogenheit hin zu einer zweipoligen, beiderseits aktiv gedachten Konstellation: »As psychoanalysis moves from its original subject-object-paradigm to an intersubjective one, we subtly change the meaning of activity; we conceive it in the context not of a polar complementarity but of a symmetry between two active partners.« In: dies., *Shadow of the Other. Intersubjectivity and Gender in Psychoanalysis*, New York/London 1998, S. 39f. Diese zweifache und aktive Relation als paradigmatische Grundkonzeption scheint ihr darüber hinaus als wesentlich für das Denken einer auch gleichberechtigten Beziehung zwischen den Geschlechtern innerhalb psychoanalytischer Theoreme.

vielmehr als eines, das lediglich um die kommunikative Dimension der Intersubjektivität reduziert ist. Liest man Freuds Rekonstruktion der Ich-Genese so, dann verbietet sich eine intersubjektive Interpretation nicht; im Gegenteil: Sie stellt sich dar als eine notwendige und zulässige Erweiterung seines subjektivistischen Ansatzes.

Doch nicht nur auf inhaltlicher, sondern auch auf sprachlicher Ebene finden sich in Freuds Ansatz Elemente, die sich nicht nur in einen intersubjektiven Kontext setzen lassen, sondern diesen geradezu verlangen. Die Metaphorik des Flüssigen etwa ist es, die es Freud überhaupt erst erlaubt, intersubjektive Prozesse auf subjektzentrierte Art und Weise zu schildern. Sie durchzieht alle wesentlichen Facetten seines Textes; sie ist es, von der Freuds Überlegungen überhaupt erst ihren Ausgang nehmen. Das Flüssige begegnet überdies in den beiden zentralen Stellen, in denen Freud durchlässige Grenzen des Ich beschreibt, und die beide eindeutig als intersubjektive Situationen zu werten sind: ›Ozeanisch‹ scheint das Ich-Gefühl des frühen Säuglings, dem sich die Mutterbrust erst nach und nach als Objekt außerhalb seiner Verfügungsgewalt darstellt<sup>23</sup>; und vom ›Verschwimmen‹ zwischen Ich und Objekt spricht Freud im Hinblick auf die Empfindung der Verliebtheit.<sup>24</sup> In beiden Fällen verbirgt sich hinter der Metaphorik des Flüssigen eigentlich ein geradezu exponierter interaktiver und kommunikativer Zusammenhang: nämlich eine existenzielle Erfahrung des Anderen. Die Mutter<sup>25</sup>-Kind-Beziehung wie die Liebesbeziehung sind intersubjektive Relationen von herausgehobener Bedeutung; zugleich formieren sich diese Situationen aber auch um existenzielle Bedürfnisse. Daher liegt Freud natürlich mit seiner bedürfnisorientierten Sichtweise ebenfalls richtig. Eine intersubjektive Kritik an Freud sollte folglich nicht zum Ziel haben, ihn zu widerlegen, sondern ihn erweitert auszulegen. Erweitert, denn Freud denkt aufgrund seiner subjektphilosophischen Orientierung notwendig einseitig; er denkt vom einseitigen Bedürfnis eines Subjekts nach einem Objekt her, und nie von der wechselseitigen Interaktion und Kommunikation zwischen Subjekten. In der Folge sieht er allenfalls einen einseitigen Bezug, wo eine wechselseitige Beziehung zu beschreiben wäre. Freud ist somit gezwungen, die Einseitigkeit seiner Darstellung zu kaschieren: Dies tut er, indem er mittels des Bildes der Verflüssigung einen rückwirkenden Effekt suggeriert. Nur dadurch ist es ihm möglich trotz der Einseitigkeit seiner Darstellung Beidseitigkeit zu beschreiben; nämlich als verbindende, bis hin zum

23 Vgl. Sigmund Freud [1929-1930], »Das Unbehagen in der Kultur«, a.a.O., S. 34.

24 Ebd., S. 33.

25 Es versteht sich von selbst, dass, wenn im weiteren Fortgang von ›Mutter‹ oder ›Vater‹ die Rede ist, weder zwangsläufig die biologischen Eltern, noch notwendigerweise deren Geschlecht gemeint ist. Es wäre daher evtl. sinnvoller etwa von ›primären Bezugspersonen‹ bzw. auch ›primärer Bezugsperson‹ und ›sekundärer Bezugsperson‹ zu sprechen. Da aber sowohl Freud als auch Loewald und Stern den Begriff der ›Mutter‹ und des ›Vaters‹ verwenden, soll hier, auch um die Komparabilität zu deren Denken zu gewährleisten, diesbzgl. keine permanente Ersetzung etwa des Begriffs ›Mutter‹ durch ›Bezugsperson‹ erfolgen (zumal so auch die pränatale Komponente der Mutterschaft ausgeblendet werden würde). Alfred Lorenzer verwendet übrigens auch den Begriff der ›Mutter‹ um die frühkindliche Interaktionserfahrung zu beschreiben, weist aber daraufhin, dass dieser durchaus auch die primäre Bezugsperson bzw. sogar primäre Bezugspersonen (im Plural) klassifizieren könne. Vgl. dazu: ders., »Zur Begründung einer materialistischen Sozialisationstheorie«, in: Jürgen Habermas/Dieter Henrich/Jacob Taubes (Hg.), *Alfred Lorenzer. Zur Begründung einer materialistischen Sozialisationstheorie*, Frankfurt a.M. 1972, S. 130.

›Verschwimmen‹, wie sie besonders charakteristisch ist für jene existenziellen Formen von Beziehungen. Aber auch allgemein wirken Beziehungen verbindend zwischen Subjekten; denn sie stiften ein ›inter‹, ein ›zwischen‹.<sup>26</sup> Da Freuds Denken diese ›Brücke‹ zwischen den Subjekten nicht geht, füllt er die trennende Kluft zwischen ihnen mittels der Metaphorik des Flüssigen. Die Verflüssigung des Subjekts ins Objekt tritt bei ihm anstelle der Verbindung durch die Relation.

**Loewalds intersubjektiver Zugang zum ›ozeanischen Gefühl‹: Formierungen des Ich entlang von ›Differenzierungs- und Entdifferenzierungsprozessen‹** ■ Loewald entwirft, wenn auch in enger Anlehnung an Freud, Schritt für Schritt eine eigenständige intersubjektive Deutung der Ich-Entwicklung.<sup>27</sup> Es ließe sich auch sagen, Loewald verleiht Freuds Argumentation intersubjektiven Gehalt. So formuliert er bereits Freuds gedanklichen Ausgangspunkt, nämlich das ›ozeanische Gefühl‹ des Neugeborenen, intersubjektiv. Wo Freud noch einseitig das ›ozeanische Gefühl‹ des ›Eins-Seins‹ vermutete, sieht Loewald zwischen Mutter und Kind stattdessen ein beidseitiges Gefühl der Verbundenheit, nämlich: Empathie – und diese ist für ihn bereits kommunikativ vermittelt: »Die empathische Beziehung zwischen Säugling und Mutter beruht auf Gegenseitigkeit; nicht nur der Säugling unterhält eine empathische Kommunikation mit der Mutter, auch die Mutter kommuniziert mit dem Säugling auf emphatische Weise.«<sup>28</sup> Dabei gilt es zu berücksichtigen, dass Loewald Kommunikation generell weniger als unterschieden in präverbale und verbale versteht, sondern diese zuallererst begreift aus ihrer Besetzung mit Bedeutung.<sup>29</sup> Das heißt, er unterscheidet schließlich zwischen der Sprache, die der Säugling als bloße Lautäußerung wahrnimmt, und der, die er bereits gelernt hat mit Bedeutung zu besetzen. Sprache als bloße Lautäußerung ist für den Säugling, der sie noch nicht deuten kann, nicht mehr als ein bloßer Ausdruck der Empathie, der Verbundenheit, mit der sie gesprochen wird. Die erste Begegnung mit Sprache muss geradezu von einer unbestimmten, grenzenlosen Erfahrung des Säuglings begleitet sein, denn sie bezeichnet ihm nichts: »Er kann nicht sprechen, doch man spricht mit ihm.«<sup>30</sup> Sprache verweist ihm zunächst weder auf ein

26 »Die Betonung des ›Zwischen‹ [...] macht einen Großteil der Attraktivität der intersubjektiven Sichtweisen aus.« In: Werner Bohleber, »Intersubjektivismus ohne Subjekt? Der Andere in der psychoanalytischen Tradition«; in: Martin Altmeyer/Helmut Thomä (Hg.), *Die vernetzte Seele. Die intersubjektive Wende in der Psychoanalyse*, a.a.O. S. 205. Bohleber verweist ebd. auch auf Parallelen des ›Zwischen‹ zu Winnicotts ›potential space‹, »einem Übergangsraum, in dem sich eine gegenseitige schöpferische Ko-Konstruktion von Bedeutungen ergeben kann.«

27 Honneth betont die Notwendigkeit einer intersubjektiven Aktualisierung der Psychoanalyse – gerade auch im Hinblick auf eine intersubjektiv bereits gewendete Sozialwissenschaft – und skizziert u.a. die Bedeutung Loewalds hierfür in: Axel Honneth, »Objektbeziehungstheorie und postmoderne Identität. Über das vermeintliche Veralten der Psychoanalyse«; in: ders., *Unsichtbarkeit. Stationen einer Theorie der Intersubjektivität*, Frankfurt a.M. 2003, S. 138–161.

28 Hans W. Loewald, »Ich und Realität«; in: ders., *Psychoanalyse: Aufsätze aus den Jahren 1951–1979*, a.a.O., S. 33.

29 Hans W. Loewald, »Primärprozeß, Sekundärprozeß und Sprache«; in: ders., *Psychoanalyse: Aufsätze aus den Jahren 1951–1979*, a.a.O., S. 172ff.

30 Ebd., S. 170.

Inneres, noch auf ein Äußeres. Sprache ist für ihn allenfalls die Begleitmelodie der Empathie. Die Mutter weiß das, denn wenn

»[...] sie mit dem Säugling oder zu ihm spricht, erwartet sie nicht, daß er die Worte erfassen wird, sondern sie tut es, als spräche sie zu sich selbst und schließe dabei das Kind mit ein. Die Worte, aus denen ihr Sprechen besteht, sind undifferenzierte Bestandteile der vom Kind erlebten Gesamtsituation des Ereignisses. Es versteht keine einzelnen Worte – Worte, die voneinander und vom Gesamterleben getrennt sind – es ist vielmehr eingebettet in einen Sprachfluß, der ein untrennbarer Bestandteil eines allumfassenden Erlebens innerhalb des Mutter-Kind-Feldes ist.«<sup>31</sup>

Loewald macht aus Freuds als allumfassend empfundenem ›ozeanischem Gefühl‹ hier also das allumfassende Erleben eines ›Sprachflusses‹, und übersetzt so Freuds eher statischen Subjekt-Objekt-Zusammenhang in ein dynamisches intersubjektives Verhältnis. Das charakteristische Element aber behält er bei: Die Empfindung des ›ozeanischen Eins-Seins‹, die bei ihm eine »undifferenzierte«<sup>32</sup> ist. Jenes undifferenzierte Empfinden aber weicht erst analog zur allmählichen Aufladung der Worte mit Bedeutung. Sprache konstituiert Realität. Die Grenzen der Welt konstituieren sich parallel zu den Grenzen des Ich: »Mit anderen Worten, der psychologische Aufbau von Ich und Außenwelt gehen Hand in Hand.«<sup>33</sup> Sprache differenziert Ich und Außenwelt:

»Die Verknüpfung zwischen Sachvorstellungen und Wortvorstellungen beruht auf einer Differenzierung oder geht damit einher. Diese Differenzierung ist ein Entfalten oder ein Trennen dessen, was nun als verschiedene Komponenten oder Aspekte eines umfassenden Erlebens verstanden wird. Insoweit die differenzierten Elemente ihren gemeinsamen Ursprung verraten und aufeinander reagieren, bleibt zwischen ihnen eine Entsprechung als das Erbe, der Nachhall, die artikulierte Erinnerung an das uranfängliche Einssein bestehen.«<sup>34</sup>

Nicht unähnlich zu Freud entwickelt sich bei Loewald also ein differenziertes Ich aus einem undifferenzierten Zustand heraus; der Unterschied zu Freud liegt in Loewalds Betonung der Rolle der Sprache. Über die Sprachentwicklung hinausgreifend jedoch verankert er diesen Prozess der Differenzierung zudem in Interaktions- und Kommunikationserfahrungen des Kleinkindes generell:

»Biologisch und psychologisch emanzipiert es sich immer mehr von der Mutter, was zu ständig steigender Spannung führt. Je weniger Mutter und Kind eins sind, je mehr sie zu getrennten Einheiten werden, desto stärker wird das dynamische Wechselspiel von Kräften zwischen diesen beiden ›Systemen‹. Wenn die Mutter zum Außen wird, und das Kind gleichzeitig ein Inneres entwickelt, entsteht zwischen beiden ein Spannungssystem.«<sup>35</sup>

---

31 Ebd., S. 171.

32 Ebd.

33 Hans W. Loewald, »Ich und Realität«, a.a.O., S. 17.

34 Hans W. Loewald, »Primärprozeß, Sekundärprozeß und Sprache«, a.a.O., S. 174.

35 Hans W. Loewald, »Ich und Realität«, a.a.O., S. 18.

Loewald denkt die Mutter-Kind-Beziehung also als ein sich ständig aufbauendes und weiter differenzierendes Spannungsfeld von Kräften. Die zur Ich-Entwicklung nötige Spannung entwickelt sich aus der zunehmenden Trennung der beiden, welche jedoch gleichzeitig mit der Zunahme eines Wechselspiels verbindender Kräfte einhergeht. Analog dazu bildet sich im Ich eine Vorstellung vom Innen und vom Außen; das Ich grenzt sich ab, und differenziert sich dabei immer stärker. Eine weitere Rolle hin zur Komplexitätssteigerung in der Ich-Organisation misst Loewald dabei der Beziehung zur Vaterfigur (bzw. auch: zur sekundären Bezugsperson) bei, die einen weiteren konturstiftenden Anhaltspunkt außerhalb des Mutter-Kind-Spannungsverhältnisses schafft. Damit verkompliziert sich sowohl die Wahrnehmung der Außenwelt, als auch die Differenzierung des Ich noch einmal.<sup>36</sup> Der Vorgang der Differenzierung des Ich ließe sich mit Loewald also verstehen als eine spannungsreiche Strukturbildung, die einen früher spannungsarmen Zustand transformiert und hinüberführt zu einer komplexeren Organisation. Anders als Freud jedoch sieht Loewald Prozesse der Differenzierung und Entdifferenzierung in Permanenz sich vollziehen; er wendet sich in diesem Punkt also ab von Freuds eher evolutionär gedachtem Entwicklungsmodell. Loewalds differenziertes Ich wechselt ständig in Teilen vom »undifferenzierten Primärprozess« in den »differenzierten Sekundärprozess« und wieder zurück: »Primär- und Sekundärprozess sind Idealkonstruktionen. Sie können aber auch als Pole beschrieben werden, zwischen denen sich menschliches Denken bewegt. [...] Die Seelentätigkeit scheint durch ein Hin- und Her, durch eine Verknüpfung dieser psychischen Prozesse gekennzeichnet«<sup>37</sup>. Primärprozesshaften Charakters sind alle Entwicklungen, die vereinheitlichen, verbinden, bis hinein ins Undifferenzierte; dem Sekundärprozess zugeordnet werden kann alles, was vervielfältigt, trennt, und differenziert. Im Primärprozess findet immer eine Bewegung zur Einheit statt, im Sekundärprozess zur Zweiheit und Vielheit.<sup>38</sup> Loewald verortet nun sowohl Freuds »ozeanisches Gefühl« wie dessen »schärfer umgrenztes Ich-Gefühl« in den vereinheitlichenden beziehungsweise vervielfältigenden Effekten des Primär- und des Sekundärprozesses, welche er sich als die Grundkonstanten psychischer Prozesse denkt:

»Psychische Vorgänge und Gedächtnisvorgänge sind primär wenn und insoweit sie *einheitlich*, gewissermaßen eindeutig, undifferenziert und nicht differenzierend sind – unbehindert [...] durch die Gesetze des Widerspruchs, der Kausalität, und durch die Differenzierung von Vergangenheit, Gegenwart und Zukunft, Subjekt und Objekt, das heißt durch die Differenzierung zeitlicher und räumlicher Relationen. Verdichtung und Verschiebung, als Anzeichen des Einflusses betrachtet, den der Primärprozess auf den Sekundärprozess ausübt, sind regressive Einwirkungen in Richtung auf eine ursprüngliche Dichte, wo all unsere Unterscheidungen und Dichotomien nicht gelten. Psychische Vorgänge sind insoweit primär, wie sie nicht zur Spaltung führen, wie sie keine Zweiheit oder Vielfältigkeit besitzen oder erzeugen, kein Dies oder Jenes, kein Vorher oder Nachher, keine Handlung, die sich von dem, der handelt, ihrem Ziel oder ihrem Objekt unterscheidet. Es ist klar, daß in diese Kategorie fällt, was wir magisches

36 Vgl. ebd., S. 20-31.

37 Hans W. Loewald, »Primärprozess, Sekundärprozess und Sprache«, a.a.O., S. 164.

38 Vgl. ebd., S. 152f.

Denken, Omnipotenz von Gedanken, Bewegungen und Gesten nennen, sowie Identifizierung, koenästhetische Rezeption und viele andere Phänomene [...], etwa das ›ozeanische Gefühl‹ oder ekstatische Erlebnisse. [Hervorhebung durch Loewald]«<sup>39</sup>

Das von Freud beschriebene ›ozeanische Gefühl‹ des Eins-Seins, das dieser dem ›schärfer umgrenzten Ich-Gefühl‹ vorausgehen sah, und welches nur regressiv wieder belebt werden könne – wandelt Loewald so in das Bild eines Nebeneinanders von differenzierend und entdifferenzierend gedachten psychischen Mechanismen, die sich in Permanenz vollziehen, und das Ich sowie sein Verhältnis zur Realität und den Anderen unablässig und immer wieder neu definieren. Indem er diese Mechanismen in Interaktions- und Kommunikationsstrukturen sowie insbesondere der Sprache verortet, vermittelt er ein Verständnis von Psyche, das sich beschreiben ließe als verinnerlichte Strukturierung äußerlich erlebter Interaktions- und Kommunikationserfahrungen.

**Sterns intersubjektiver Zugang zum ›ozeanischen Gefühl‹: Konfigurationen des ›Selbst-mit-dem-Anderen‹ wie des ›Selbst-gegen-den-Anderen‹** ■ Stern stimmt in diesem Verständnis von Psyche grundsätzlich mit Loewald überein. Martin Altmeyer schreibt diesbezüglich über Stern: »Es geht [Stern, eig. Anm.] stets um die Transformation einer Interaktion in eine subjektive Empfindung, eines extrapsychischen in einen intrapsychischen Vorgangs.«<sup>40</sup> Sterns theoretisches Verständnis der Mutter-Kind-Beziehung ruht jedoch auf einem anders gelagerten empirischen Fundament als das Loewalds: nämlich dem, der Säuglingsforschung<sup>41</sup>. Ihr verdanken sich detaillierte und umfangreiche Untersuchungen zur Mutter-Kind-Interaktion, die die Deutungshoheit insbesondere der rekonstruktiv verfahrenen klinisch-therapeutischen Theorieansätze in Frage gestellt haben. Vor allem symbiotische Konzeptualisierungen des ›ozeanischen Gefühls‹ wie sie Mahler und in gewissem Umfang auch Winnicott erarbeitet hatten,<sup>42</sup> gerieten in die Schusslinie der Säuglingsforschung; denn diese behauptete nachweisen zu können nicht nur, dass Intersubjektivität gegeben sei, vom frühesten Zeitpunkt an,<sup>43</sup> sondern auch, »daß die Differenzierung von Selbst und Anderem praktisch von Anfang an besteht«<sup>44</sup>; eine frühe ›Symbiose‹ oder ›Verschmelzung‹ des Kindes mit der Mutter, wie in bestimmten Versionen der Psychoanalyse postuliert, finde nicht statt.

39 Ebd., S. 152f.

40 Martin Altmeyer, *Narzissmus und Objekt. Ein intersubjektives Verständnis der Selbstbezogenheit*, a.a.O., S. 138.

41 Eine kompakte Darstellung der wichtigsten Untersuchungsmethoden wie Untersuchungsergebnisse der empirischen Säuglingsforschung findet sich in: Martin Dornes, *Der kompetente Säugling. Die präverbale Entwicklung des Menschen*, Frankfurt a.M. 1996, S. 34-46.

42 Siehe dazu: Margaret Mahler, *Symbiose und Individuation. Psychosen im frühen Kindesalter*, 5. Aufl., Stuttgart 1989; sowie: Donald W. Winnicott, *Reifungsprozesse und fördernde Umwelt*, München 1974, Kap. »Die Theorie von der Beziehung zwischen Mutter und Kind«, S. 47-71 sowie Kap. »Von der Abhängigkeit zur Unabhängigkeit in der Entwicklung des Individuums«, S. 106-137.

43 Daniel Stern: »Die neuen Erkenntnisse über die altero-zentrierte Beteiligung, die Säuglinge durch zahlreiche Formen der Nachahmung zeigen, sowie die Entdeckung von Spiegelneuronen und adaptiven Oszillatoren haben [sic!] mich mittlerweile davon überzeugt, daß frühe Formen der Intersubjektivität nahezu von Beginn des Lebens an vorhanden sind.« In: ders., *Die Lebenserfahrung des Säuglings*, 9. erw. Aufl., Stuttgart 2007, S. XV.

44 Ebd., S. IV.

Dem gilt es hinzuzufügen: Selbst wo sich die ›Symbiotiker‹, wie Mahler, auf Freuds ›ozeanisches Gefühl‹ berufen, ist ihr Symbiose-Konzept doch bereits eine Interpretation des ›Ozeanischen‹. Der Begriff der Symbiose mit der Mutter findet sich bei Freud so nicht. Freud denkt das ›ozeanische Gefühl‹ als Empfindung – nämlich im Sinne eines »allumfassenden Gefühls, welches einer innigeren Verbundenheit des Ichs mit der Umwelt entsprach«<sup>45</sup>. Freuds Begriffswahl lässt Raum für interpretatorischen Spielraum; ein Gefühl einer innigen Verbundenheit mit der Umwelt nämlich kann selbstverständlich kommunikativ vermittelt sein – so wie Loewald dies deutet. Eine Symbiose dahingegen geht über ein solches Gefühl bereits hinaus; sie beschreibt eine reale oder halluzinierte organismische Lebensweise und ihre Funktionen, und nicht eine bloße Empfindung der Verbundenheit.<sup>46</sup> Weiß man um diesen Unterschied, beginnt sich abzuzeichnen, dass Stern mit Rückendeckung durch die Säuglingsforschung weniger gegen Freuds ›Ozeanisches‹ ins Feld zieht, sondern in erster Linie gegen Mahlers oder Winnicotts Symbiose-Konzepte (wie dies übrigens auch Dornes<sup>47</sup> oder Beebe/Lachmann<sup>48</sup> tun). Sterns Konzeption der Mutter-Kind-Beziehung scheint daher, bei genauerer Betrachtung – ähnlich, und doch ganz anders als die Loewalds – weit mehr eine intersubjektive Reformulierung des freudschen Ansatzes zu sein, als eine intersubjektive Widerlegung. Die Ähnlichkeit zu Freud zeigt sich schon da, wo Stern ebenfalls die bloße Empfindung in den Mittelpunkt seiner Überlegungen stellt: Das, was bei Freud das Ich-Gefühl war, wird bei Stern zum Selbstempfinden; und ganz ähnlich wie Freud, der die Entwicklung des Ich-Gefühls darstellen wollte,

45 Sigmund Freud [1929-1930], »Das Unbehagen in der Kultur«, a.a.O., S. 34f.

46 Honneth setzt sich intensiv sowohl mit dem Symbiose-Konzept als auch mit den Entgegnungen der Säuglingsforschung auseinander. Auch in dieser Auseinandersetzung wird deutlich, dass es zielführender ist, mit einem an Loewald orientierten Verständnis eines permanenten Nebeneinanders von entdifferenzierenden und differenzierenden Prozessen zu argumentieren, als mit dem evolutionär gedachten Symbiose-Konzept etwa Mahlers. Honneth (über die Modifikationen am Symbiose-Konzept, zu denen die Erkenntnisse der Säuglingsforschung zwingen): »Seither konzentriert sich die Diskussion im Wesentlichen auf die Frage, welche Korrekturen an der Annahme einer primären Symbiose nötig wären, um sie mit dem empirischen Befund eines elementaren Selbstgefühls des Säuglings in Übereinstimmung zu bringen: Statt von einem kognitiven Zustand wird nun in Bezug auf die ›Symbiose‹ häufig nur noch von einem affektiv erlebten Zustand gesprochen, statt von einer ganzen Phase ist nicht selten nur noch von zeitlichen Interimsperioden eines symbiotischen Erlebens die Rede [...]«. In: Axel Honneth, »Facetten des vorsozialen Selbst. Eine Erwiderung auf Joel Whitebook«, in: Martin Altmeyer/Helmut Thomä (Hg.), *Die vernetzte Seele. Die intersubjektive Wende in der Psychoanalyse*, a.a.O., S. 321. Hans-Joachim Busch bezieht zu dieser Debatte Stellung, in: ders., »Intersubjektivität als Kampf um Anerkennung des Nicht-Intersubjektiven. Kommentar zur Honneth-Whitebook-Kontroverse«, in: *Psyche. Zeitschrift für Psychoanalyse und ihre Anwendungen*, 57. Jg., 3/2003, S. 262-274.

47 Eine Auseinandersetzung von Martin Dornes mit dem Symbiose-Konzept findet sich in: ders., *Der kompetente Säugling. Die präverbale Entwicklung des Menschen*, Frankfurt a.M. 1996, S. 58-76.

48 Beebe und Lachmann verstehen ihren Ansatz als eine systemtheoretisch orientierte Entgegnung der Säuglingsforschung auf die entwicklungspsychologischen Konzepte u.a. Mahlers. Vgl. dazu z.B.: Beatrice Beebe/Frank Lachmann, *Säuglingsforschung und die Psychotherapie Erwachsener. Wie interaktive Prozesse entstehen und zu Veränderungen führen*, Stuttgart 2004, S. 31 f und S. 36. Siehe dazu aber auch: dies., »Die relationale Wende in der Psychoanalyse. Ein dyadischer Systemansatz aus Sicht der Säuglingsforschung«, in: Martin Altmeyer/Helmut Thomä, *Die vernetzte Seele. Die intersubjektive Wende in der Psychoanalyse*, a.a.O., S. 122-159.

konzeptionalisiert Stern verschiedene Stufen des Selbstempfindens. Die Stufen der Ich-Entwicklung glaubte Freud bedürfnisorientiert unterscheiden zu können analog zum Übergang vom Lust- zum Realitätsprinzip, während Stern die jeweiligen Stufen des Selbstempfindens festmacht an entsprechenden Stufenfolgen von Bezogenheit des Kindes in der Kommunikation mit der Mutter. Die Kommunikation mit der Mutter wiederum erschließt sich Stern detailliert aus den umfangreichen Ergebnissen der empirischen Säuglingsforschung. Stern schildert also die stufenweise Entstehung des bewussten Selbst aus verschiedenen Modi intersubjektiver Bezogenheit auf einen Anderen. Dabei unterscheidet Stern zwei grundlegende Modi von Bezogenheit: Formen des ›self-versus-other‹ und Formen des ›self-with-other‹. Der Modus des ›self-versus-other‹ beschreibt eine Dimension des *Getrenntseins* in der Bezogenheit; das Selbst wird erfahren in Abgrenzung zum Anderen. Der Modus des ›self-with-other‹ wird erlebt als *Zusammensein* mit dem Anderen; der Andere wird hierbei zu einem das Selbst regulierenden Faktor.<sup>49,50</sup> Im ›self-versus-other‹ und ›self-with-other‹ scheint Sterns Entsprechung zu Loewalds endifferenzierenden und differenzierenden Qualitäten von intersubjektiven Prozessen zu finden sein; allein: Stern verwehrt sich im Gegensatz zu Loewald, der mit seinem Verständnis des undifferenzierten Primärzustands ja noch recht nah an Freuds ›Ozeanischem‹ lag, jeglicher Interpretation, die von einem Zustand anfänglicher Undifferenziertheit ausginge, selbst wenn diese, wie im Fall Loewalds, intersubjektiv gedacht sein sollte.<sup>51</sup> Stern geht im Kontrast zu Loewald von einer anfänglichen Getrenntheit aus; Lebensaufgabe des Neugeborenen sei es demnach, Bindung herzustellen, und nicht wie bei Loewald, sich aus einer Bindung zu lösen.<sup>52</sup> Ungeachtet dessen findet sich bei näherem Hinsehen allerdings, dass Stern für den undifferenzierten Primärprozess wie dessen Differenzierung zum Sekundärprozess eigene Begriffe hat, und diese schließlich ganz ähnlich wie Loewald ebenfalls in der Sprachentwicklung verortet. Zentral für diese Sichtweise auf Stern sind seine Überlegungen zu dem, was er als das »amodal-globale Erleben«<sup>53</sup> bezeichnet. Unter ›amodal‹ versteht Stern Erfahrungen des Kleinkinds, die einhergehen mit einer Verknüpfung einer Vielzahl von Sinneseindrücke; ›globak‹ meint in diesem Sinn, dass

49 Vgl. dazu auch Altmeyers Überblick zu Sterns Konzeption, in: Martin Altmeyer, *Narzissmus und Objekt. Ein intersubjektives Verständnis der Selbstbezogenheit*, a.a.O., S. 136-141.

50 Werner Bohleber (über Sterns Verständnis von Intersubjektivität): »Sie [Intersubjektivität, eig. Anm.] reguliert das psychische Zugehörigkeitsgefühl ebenso wie das psychische Alleinesein. Der menschliche Geist wird nicht mehr als unabhängig und isoliert angesehen. Wir sind auch nicht länger die einzigen Besitzer, Herren und Wächter unserer Subjektivität, sondern stehen ständig im Dialog mit anderen und deren Bewusstsein – unser Seelenleben ist ›ko-kreiert‹.« In: ders., »Intersubjektivismus ohne Subjekt? Der Andere in der psychoanalytischen Tradition«; in: Martin Altmeyer/Helmut Thomä (Hg.), *Die vernetzte Seele. Die intersubjektive Wende in der Psychoanalyse*, a.a.O., S. 207f.

51 Stephen A. Mitchell: »Stern behauptete, das kindliche Erleben sei nicht undifferenziert [...]. Im Gegensatz zu Stern war Loewald der Überzeugung, dass das Erleben, trotz beeindruckender kognitiver Fähigkeiten, über die der Säugling (oder der Erwachsene) verfügen mag, das ganze Leben hindurch sowohl in differenzierten als auch in undifferenzierten Formen strukturiert ist.« In: ders., *Bindung und Beziehung. Auf dem Weg zu einer relationalen Psychoanalyse*, Gießen 2003, S. 211.

52 Vgl. Daniel Stern, *Die Lebenserfahrung des Säuglings*, a.a.O., S. IV.

53 Ebd., S. 250.

diese Erlebnisweisen von einer umfassenden und ganzheitlichen Qualität sind. Sowohl Assoziationen an Loewalds undifferenzierten Primärprozess wie auch an Freuds ›umfassend‹ erlebtes ›Ozeanisches‹ drängen sich auf; und sie erweisen sich als berechtigt, folgt man Sterns Ausführungen. Stern schildert jenes amodale und globale Erleben unter anderem am Beispiel eines Kindes, das auf diese ganzheitliche Erlebnisweise einen Fleck von Sonnenlicht an einer Wand wahrnimmt:<sup>54</sup> Neben der Farbe (›gelb‹) empfinde es gleichzeitig andere Sinneseindrücke dieses Lichts (›Intensität‹, ›Wärme‹, ›Form‹, ›Helligkeit‹ etc.); komme nun aber jemand in den Raum und sage: »Oh sieh mal, das gelbe Sonnenlicht!«<sup>55</sup>, werde die amodale und globale Wahrnehmung des Kindes reduziert auf eine einseitig visuelle: Sonnenlicht ist gelb; Intensität, Wärme etc. treten in der sprachlichen Umsetzung und damit auch im Bewusstsein des Kindes in den Hintergrund. Sprache schränkt so das ursprünglich umfassende Erleben des Kindes dramatisch ein:

»Im Lauf der Entwicklung geschieht nun wahrscheinlich folgendes: Die sprachliche Version solcher Wahrnehmungen, in diesem Fall ›gelbes Sonnenlicht‹, wird zur offiziellen Version, während die amodale Version ›untertaucht‹ und nur dann wieder zum Vorschein kommt, wenn besondere Bedingungen die Dominanz der sprachlichen Version aufwiegen oder zunichte machen. Solche Bedingungen können durch bestimmte kontemplative und emotionale Zustände [eig. Anmerkung: Man denke an Freuds oder Loewalds Erklärungen zum Ursprung von Ekstase oder Meditation im ›Ozeanischen Gefühl‹ bzw. im undifferenzierten Primärprozess] eintreten oder durch bestimmte Kunstwerke geschaffen werden, die sich sprachlicher Kategorisierung entziehen. [...] Das Paradox, daß die Sprache Erfahrungen hervorzurufen vermag, welche die Worte transzendieren, zollt der Macht der Sprache wohl den höchsten Tribut. Aber hierbei handelt es sich um Worte, die poetischen Zwecken dienen. Die Worte des Alltagslebens haben zumeist das gegenteilige Resultat: Sie brechen das amodale, globale Erleben entweder auf oder verbannen es in den Untergrund. Auf diesem Gebiet also bedeutet der Erwerb der Sprache für das Kind keinen reinen Segen. Was nun allmählich verloren geht (oder latent wird), ist gewaltig; was hinzugewonnen wird, ist ebenfalls gewaltig. Das Kind findet Eingang in eine größere Kulturgemeinschaft, aber mit dem Risiko, die Kraft und Ganzheit des ursprünglichen Erlebens einzubüßen. [Eig. Hervorhebung]«<sup>56</sup>

Stern gelangt so über empirische Ergebnisse der Säuglingsforschung aus dem Bereich der amodal-globalen Wahrnehmung wohl eher unbeabsichtigt zu einer überzeugenden Deutung dessen, was Loewald als undifferenzierten Primärprozess erörtert hatte; und nicht nur das: Stern als Theoretiker der anfänglichen Getrenntheit schlussfolgert am Ende der oben zitierten Passage auch noch, dass mit dem Verlust der amodal-globalen Wahrnehmung schließlich ›die Ganzheit des ursprünglichen Erlebens‹ eingebüßt werde. Stern klingt hier beinahe wie Freud, wenn er das ›Ozeanische‹ beschreibt. Es stellt sich die Frage, ob Freud, Loewald und Stern bei genauerer Betrachtung nicht vielleicht

54 Vgl. ebd., S. 249ff.

55 Ebd., S. 250.

56 Ebd., S. 250f.

weit größere inhaltliche Konvergenzen aufweisen, als dies gemeinhin auf den ersten Blick vermutet wird. Ist dem so, sollte sich auch eine Sprache formulieren lassen, die den Blick auf diese inhaltlichen Übereinstimmungen erlaubt, und ihn nicht verstellt.

**Plädoyer für eine begriffliche Befreiung von Loewald und Stern unter Beibehaltung ihrer intersubjektiven Prämissen** ■

Eine Sprache zu formulieren, die sowohl Loewald als auch Stern gerecht würde, könnte nur geschehen, indem man beide auf ihren begrifflich kleinsten gemeinsamen Nenner reduziert – unter Beibehaltung ihrer inhaltlich grundlegend intersubjektiven Prämissen. Letztlich ginge es darum, die scheinbar auseinanderklaffenden Versionen theoretischer Erklärungsmuster zur Ich-Genese sprachlich zusammenzuführen unter Berufung auf deren offensichtliche inhaltliche Überschneidungen. Ziel eines solchen Unternehmens dürfte es daher nicht sein, einen weiteren, etwa auf Loewald und Stern basierenden Vorschlag zur intersubjektiven Neuschreibung der Ich-Genese zu entwerfen. Das Ziel einer solchen begrifflichen Befreiung läge darin, ihre beiden Ansätze einer weiteren Verwendbarkeit, einem Weiterdenken, zugänglich zu machen – und zwar eben ohne sich dabei ständig in die Debatten zwischen einer rekonstruktiv verfahrenen psychoanalytischen Theoriebildung einerseits, und einer empirisch-beobachtenden Säuglingsforschung andererseits, zu verstricken; ja, auch sie sprachlich zu öffnen für andere Disziplinen. Vor diesem Hintergrund erweisen sich gerade einige Spezifika von Freuds Ausgangsüberlegung als Schlüssel zur Aufhebung der größten Widersprüche sowie zur Untermauerung der wichtigsten Übereinstimmungen zwischen Loewald und Stern. So wie Loewald und Stern nämlich letztlich ihren inhaltlichen Ausgangspunkt bei Freuds Rekonstruktion der Genese des Ich-Gefühls aus dem ›Ozeanischen‹ haben, so findet sich in der dort verwendeten assoziationsreichen Sprache Freuds ausgerechnet auch ihre begriffliche Schnittmenge; in ihr liegt der Schlüssel zum begrifflich kleinsten gemeinsamen Nenner Loewalds und Sterns. Es lohnt sich also, Loewald und Stern noch einmal mit Freud zu konfrontieren.

Unvereinbar miteinander werden Loewald und Stern nämlich paradoxerweise immer dort, wo sie sich zu weit von Freud entfernt haben; im Fall Loewalds also da, wo er trotz all seiner vorsichtigen Distanzierungen ein zu sehr an Mahler orientiertes symbiotisches Konzept der Mutter-Kind-Beziehung vertritt,<sup>57</sup> welches eine desto stärkere Fixierung auf den Differenzierungsprozess als Movens der Ich-Entwicklung mit sich bringt. In der Folge betont er einseitig die konturierenden und Konturen verwischenden *Qualitäten* von Prozessen bei der Genese des Ich. Zwangsläufig geraten ihm so die extrapsychischen *Dimensionen* des Miteinanders und des Gegeneinanders aus dem Blick, die Stern wiederum überbetont (›self-with-other‹, ›self-versus-other‹). Sterns Schwäche liegt allerdings genau dort, wo er sich jedem Denken verweigert, das auf ein Verwischen von Ich-Konturen hinausläuft, also dort, wo er sich zu der Position versteigt, Intersubjektivität müsse immer mit klarer Ich-Abgrenzung vom Anderen und der Umwelt einhergehen. In der Folge betont er allenfalls die Gemeinschaft mit dem Anderen<sup>58</sup>

57 Vgl. z.B. Hans W. Loewald, »Triebtheorie, Objektbeziehungstheorie und psychische Strukturbildung«; in: ders., *Psychoanalyse: Aufsätze aus den Jahren 1951-1979*, a.a.O., S. 193-202.

58 Vgl. Daniel Stern, *Die Lebenserfahrung des Säuglings*, a.a.O., S. 146-178.

– und nicht das *Gemeinsame* mit dem Anderen. Denn das Gemeinsame ist transpersonal, Personen übergreifend, die Grenzen von Selbst und Anderem überschreitend und dadurch Konturen verwischend: es ist *maßlos*.

Wo also Stern besser geeignet scheint, die extrapsychischen *Dimensionen* von Inter-subjektivität darzustellen (›self-versus-other‹, ›self-with-other‹), bietet Loewalds Ansatz ein tiefergehendes Verständnis der intrapsychischen *Qualitäten* (›differenzierend‹, ›ent-differenzierend‹) intersubjektiver Prozesse. Dabei ist die intersubjektive Prämisse, aus der heraus sie diese Ansätze entwickelt haben, dieselbe: Spezifische Formen von Inter-subjektivität konstituieren spezifische Formen von Subjektivität. Der Unterschied zwischen ihren Konzepten liegt dabei weniger in der Sache, als auf der Ebene, auf der sie ansetzen: Stern fokussiert auf die Darstellung unterschiedlicher *Aspekte*, d.h. *Dimensionen*, intersubjektiver Prozesse; Loewald widmet sich der Darstellung unterschiedlicher *Effekte*, d.h. *Qualitäten*, intersubjektiver Prozesse. Freuds assoziationsreiche Sprache<sup>59</sup> umschließt – und das ist bemerkenswert – noch beides: *Dimensionen* wie *Qualitäten*; was in seinen Umschreibungen des ›ozeanischen Gefühls‹ wie des ›Ich-Gefühls‹ deutlich zum Ausdruck kommt. Beispielsweise umschreibt er das ›ozeanische Gefühl‹ als: »Eins-Sein mit dem All«<sup>60</sup>. Hinter dem ›Eins-Sein‹ verbirgt sich eine *Dimension des Gemeinsamen*<sup>61</sup>, mit dem All ist wiederum eine *maßlose Qualität* konnotiert. Und auch wenn Freud

59 Assoziationsreich ist Freuds Sprache immer dann, wenn er sich noch zu Beginn seiner Theoriebildung befindet. Die Begründung hierfür findet sich in Freuds Vorgehensweise bei der Begriffsbildung; diese lässt sich in etwa so beschreiben: Freud stößt auf ein empirisches Phänomen, dem er sich von mehreren gedanklichen Seiten scheinbar zwanglos nähert, um es näher zu bestimmen; dabei wählt er Metaphern, Assoziationen, Allegorien, um den Gegenstand auszuleuchten; schließlich knüpft er dieses Netz von lockeren gedanklichen Querverbindungen allmählich enger, um sich an erste begriffliche Formulierungen zu wagen; diese aber sind immer noch hoch assoziativ und beweglich in viele Richtungen; letzten Endes dann schnürt Freud seinen Begriff zu – im Abgleich mit seinen praktischen Erfahrungen und im Hinblick auf bisher erarbeitete theoretische Standpunkte – und gibt ihm so seine finale sprachliche Gestalt und inhaltliche Ausrichtung, welche sich beide jedoch nicht als unabänderlich erweisen, sollte sein Erkenntnisgang fortschreiten. Freud selbst erläutert seine Vorgehensweise bei der Begriffsbildung wie folgt: »Der richtige Anfang der wissenschaftlichen Tätigkeit besteht vielmehr in der Beschreibung von Erscheinungen, die dann weiterhin gruppiert, angeordnet und in Zusammenhänge eingetragen werden. Schon bei der Beschreibung kann man es nicht vermeiden, gewisse abstrakte Ideen auf das Material anzuwenden, die man irgendwoher, aber gewiß nicht aus der neuen Erfahrung allein, herbeiholt. [...] Erst nach gründlicher Erforschung des betreffenden Erscheinungsgebietes kann man auch dessen wissenschaftliche Grundbegriffe schärfer erfassen und sie fortschreitend so abändern, daß sie in großem Umfange brauchbar und dabei durchaus widerspruchsfrei werden. Dann mag es auch an der Zeit sein, sie in Definitionen zu bannen. Der Fortschritt der Erkenntnis duldet aber keine Starrheit der Definitionen. Wie das Beispiel der Physik in glänzender Weise lehrt, erfahren auch die in Definitionen festgelegten ›Grundbegriffe‹ einen stetigen Inhaltswandel.« Sigmund Freud [1915], *Triebe und Triebchicksale*, GW 10, S. 210 f, zitiert nach Hans W. Loewald; in: ders., »Primärprozeß, Sekundärprozeß und Sprache«, a.a.O., S. 179f.

60 Sigmund Freud [1929-1930], »Das Unbehagen in der Kultur«, a.a.O., S. 39.

61 Vgl. zur Bedeutung des ›Gemeinsamen‹ in intersubjektiven theoretischen Ansätzen generell auch Bohlebers Auseinandersetzung mit den Konzeptionen Stolorows, Atwoods, Oranges und Sterns, in: Werner Bohleber, »Intersubjektivismus ohne Subjekt? Der Andere in der psychoanalytischen Tradition«, in: Martin Altmeyer/Helmut Thomä (Hg.), *Die vernetzte Seele. Die intersubjektive Wende in der Psychoanalyse*, a.a.O., S. 205-209f.

das Ozeanische versteht im Sinne eines »umfassenderen, ja – eines allumfassenden Gefühls, welches einer innigeren Verbundenheit mit der Umwelt entsprach«<sup>62</sup>, findet sich eine *Dimension des Gemeinsamen* in der »innigeren Verbundenheit« und eine *maßlose Qualität* im »umfassenderen« und »allumfassenden«. An anderer Stelle verwendet Freud die Umschreibung: »Zusammengehörigkeit mit dem Ganzen der Außenwelt.«<sup>63</sup> Die *Dimension des Gemeinsamen* findet sich in der »Zusammengehörigkeit«, ihre *maßlose Qualität* in der Zuordnung zum »Ganzen der Außenwelt«. *Eine Dimension des Gemeinsamen, welche stets von maßloser Qualität ist*, konstituiert also Freuds »ozeanisches Gefühl«. Wenn Freud sich aber auf das Gegenstück zum »ozeanischen Gefühl« bezieht, spricht er von einem »enger und schärfer umgrenzten Ich-Gefühl«<sup>64</sup>. Dieses Ich-Gefühl hat laut Freud eine Außenwelt von sich abgeschieden;<sup>65</sup> nichts an »Unbegrenztem, Schrankenlosem«<sup>66</sup> ist mehr in ihm. Es ist geprägt von Grenzziehungen, nicht von Grenzenlosigkeit.<sup>67</sup> »Unser heutiges Ichgefühl ist also ein eingeschrumpfter Rest eines weit umfassenderen, ja – eines allumfassenden Gefühls, welches einer innigeren Verbundenheit [...] entsprach.«<sup>68</sup> Es entbehrt damit der »Unbegrenztheit und Verbundenheit«<sup>69</sup>: Notwendig ist es *bemessen und einsam*.

62 Sigmund Freud [1929-1930], »Das Unbehagen in der Kultur«, a.a.O., S. 34f.

63 Ebd., S. 32.

64 Ebd., S. 35.

65 Vgl. ebd., S. 34.

66 Ebd., S. 31.

67 Athanasios Karafillides setzt interessanterweise das Phänomen der Grenze in einen Kontext des *Verbindens* und *Trennens* und betont, dass diese Anschauungsweise (man denke dabei auch an Freuds oben wiedergegebene Ausführungen) in der Wissenschaft grundsätzlich keine unbekanntete sei: »Aus formaler Sicht erweist sich der Vorgang (die Operation) des Trennens-und-Verbindens als entscheidender Punkt, um den herum eine Theorie der Grenze gebaut werden kann und der überdies einen Ausgangspunkt für eine auf Relationen setzende Soziologie liefert. [...] Die Charakterisierung von Grenzen als etwas Trennendes und Verbindendes ist in den Sozialwissenschaften alles andere als unbekannt. [...] Man stellt dabei fest, dass die Idee des Trennens-und-Verbindens, beziehungsweise der Entkopplung und Kopplung, in fast allen Untersuchungen zu Organisationsgrenzen auftaucht. [...] Grenzen sind entkoppelte Kopplungen.« In: ders., »Grenzen und Relationen«; in: Jan Fuhse/Sophie Mützel (Hg.), *Relationale Soziologie. Zur kulturellen Wende der Netzwerkforschung*, Wiesbaden 2010, S. 83f. Und weiter, ebd., S. 86: »Der Raum der Grenze ist ein relationaler Raum, ein eigenständiges Netzwerk von Relationen [...]«. Dabei treten die Bezüge auch zur Netzwerktheorie Harrison C. Whites ganz offen hervor; denn dieser schreibt: »Networks are phenomenological realities as well as measurement constructs [...]. *Coupling* describes the way which different parts of social structure are interlinked to work together, whereas *decoupling* designates the processes that lead each part to deal with some aspects of the »work« and ignore others. [Hervorhebung durch White]« In: ders., *Identity & Control. How Social Formations Emerge*, Princeton 2008. Und nicht zuletzt schreibt Rainer Funk in seinem Kapitel »Grenzen des entgrenzten Menschen«; in: ders., *Der entgrenzte Mensch. Warum ein Leben ohne Grenzen nicht frei, sondern abhängig macht*, Gütersloh 2011, S. 166-187, auf S. 174: »[...] Gefühle, die mit *Bindung* und *Trennung* einhergehen, sind wichtige Antriebskräfte für das *Beziehungs-* und *Selbsterleben* [Eig. Hervorhebung]« und spricht in diesem Zusammenhang von »Bindungskräften« und »Trennungskräfte[n]«, ebd., S. 166 und S. 172.

68 Sigmund Freud [1929-1930], »Das Unbehagen in der Kultur«, a.a.O., ebd., S. 34f.

69 Ebd., S. 35.

**Zur intersubjektiven Neuformulierung der Ich-Konturierung, oder: Maßloses Selbst, bemessenes Ich – Über das ›Eintauchen in‹ und ›Auftauchen aus‹ dem Gemeinsamen**

Ein erster Vorschlag zur begrifflichen Klärung nähme sich also so aus: Während *eine Dimension des Gemeinsamen von maßloser Qualität* einerseits intersubjektive Prozesse kennzeichnet, so eignet diesen andererseits auch *eine Dimension des Einsamen, welche von bemessender Qualität ist*. Und: Während das Gemeinsame und Maßlose die *verbindenden Aspekte von Interaktion und Kommunikation* bezeichnen, so verdeutlicht das Einsame und Bemessende deren auch *trennende Möglichkeiten*.<sup>70,71,72</sup> Permanent erzeugen sie Aspekte des Ichs in Beziehung zum Anderen, lösen diese in Teilen wieder auf, gruppieren sie neu, und wandeln sie. Metaphorisch gesprochen: verflüssigen Bereiche des Ichs in Dimensionen des Gemeinsamen; oder verfestigen sie, bis hin zum Einsamen; oder verflüssigen und festigen im Wechsel.

Die Dimension des Einsamen im intersubjektiven Prozess fände ihre Entsprechung in der Vorstellung *bemessener Ich-Aspekte*; diese gingen hervor aus etwas, das sich vielleicht am ehesten als *maßloses Selbst* bezeichnen ließe. Dieses maßlose Selbst läge jenseits der Persönlichkeit, des Ich; im Gemeinsamen und Allgemeinen;<sup>73</sup> wäre mehr virtu-

70 Bezogen auf eine Zitation von Robert E. Park und Ernest W. Burgess (»The expression ›different universes of discourse‹ indicates how communication separates as well as unites persons and groups«; in: dies. [1921], *Introduction to the Science of Sociology*, 2. Aufl., Chicago 1924, zitiert nach Reiner Keller) begegnet bei Reiner Keller die Formulierung »Kommunikation kann deswegen sowohl Verbindungen stiften wie auch Trennlinien errichten«. In: ders., »Kommunikative Konstruktion und diskursive Konstruktion«; in: Reiner Keller, Jo Reichertz/Hubert Knoblauch (Hg.), *Kommunikativer Konstruktivismus. Theoretische und empirische Arbeiten zu einem neuen wissenssoziologischen Ansatz*, Wiesbaden 2013, S. 82.

71 Die Begriffe ›verbindende Kommunikation‹ und ›trennende Kommunikation‹ wiederum finden zudem seit langem (im auch populärwissenschaftlichen Sprachgebrauch) im pädagogischen und (nicht psychoanalytisch-, sondern eher psycho-)therapeutischen Umfeld der Anhänger von Therapiekonzepten Marshall B. Rosenbergs als Synonyme für ›gewaltfreie‹ bzw. ›gewalttätige‹ Kommunikation eine breite Verwendung. Vgl. dazu die Zusammenfassung dieser Konzeption etwa in: David Ginati, *Nachhaltige Beziehungsgestaltung durch gewaltfreie Kommunikation (GFK)*, veröffentl. Vortragsmanuskript, 2017, URL: [https://www.uni-osnabrueck.de/fileadmin/documents/public/1\\_universitaet/1.3\\_uni\\_im\\_ueberblick/zentrum\\_fuer\\_lehrerbildung/ekbi/16\\_01\\_2017\\_Inklusion\\_Theorie\\_Praxis.pdf](https://www.uni-osnabrueck.de/fileadmin/documents/public/1_universitaet/1.3_uni_im_ueberblick/zentrum_fuer_lehrerbildung/ekbi/16_01_2017_Inklusion_Theorie_Praxis.pdf); letzter Zugriff: 27.02.2019.

72 Sicherlich bieten die Termini *verbindende* wie *trennende Kommunikation und Interaktion* aber auch deutliche Bezugspunkte zu einem Sprachverständnis, wie es Angelika Ebrecht zum Ausdruck bringt, wenn sie (in dem bezeichnenderweise mit »Die symbolische Erzeugung des Anderen und der Welt« überschriebenen Kap.) schreibt: »Denn Sprache muss *synthetisieren* und *selegieren*, also *zusammenfassen* und *ausschließen*, sie muss Abwesenheit herstellen und (mit Heidegger gesagt) ins Anwesen rufen [...]. [Eig. Hervorhebungen]« In: dies., *Die Seele und die Normen. Zum Verhältnis von Psychoanalyse und Politik*, a.a.O., S. 56. Und ebd., S. 51, noch deutlicher, in Rekurs auf Freuds Ausführungen zur Verknüpfung der Sachvorstellungen mit den Worten: »Worte, so lässt sich Freuds [...] Gedankengang zusammenfassen, *trennen* und *verbinden*, differenzieren und vergleichen die Vorstellungen. [Eig. Hervorhebung]«

73 Vgl. dazu auch Thomas H. Ogdens Verständnis der intersubjektiven Situation als eine, die Subjektivität potenziell transzendiert, insbesondere im Fall projektiver Identifizierung: »Man wird als Subjekt zu einem anderen und erfährt sich (bzw. den, der man gerade im Begriff ist zu werden) vermittels der Subjektivität des anderen [...]. Beide Subjekte [...] versuchen unbewusst, ihre Gren-

ell, denn real; und das Ich stellte sich dar, als manifest gewordenes Selbst. Die Konturierung des Ichs vollzöge sich dann im Wechsel aus ›Auftauchen‹ und ›Wiedereintauchen‹ ins maßlose Selbst; als, um noch einmal die Metaphorik des Flüssigen heranzuziehen, Verflüssigung und Verfestigung eigener Aspekte im Austausch mit dem Anderen. Dieser Andere müsste nicht einmal konkret sein, anwesend; allein schon seine abstrakte, bloß gewusste – erinnerte, vorgestellte oder perzipierte – Gegenwart reichte aus, um dem Ich den gemeinsamen Raum darzubieten, den es zum Eintauchen ins maßlose Selbst und damit zum Wandel benötigt.

## 1.2. Intersubjektiver Prozess und relationale Formation

**Prolog: Begehren, gemeinsam** ■ *Das Gemeinsame ist zuallererst eine Bewegung – eine Bewegung miteinander, aufeinander zu. Die maßlose Qualität des Gemeinsamen ergibt sich damit aus dem Überschreiten der eigenen Grenze zum Anderen hin. Das Medium, in dem diese Bewegung sich vollzieht ist verbindende Kommunikation und Interaktion. Verbindende Kommunikation und Interaktion basiert auf einer Vielzahl vielgestaltiger Variationen des Gemeinsamen und produziert eine solche wiederum. Den Anstoß zur Bewegung aber gibt das Begehren.*

Levinas setzt dem Begehren nach dem Anderen die ›Sorge um sich selbst‹ entgegen. Im Begehren »richtet sich das Ich auf den Anderen, so gefährdet es die selbstherrliche Identifikation des Ich mit sich selbst [...].«<sup>74</sup> Die Begegnung mit dem Anderen birgt demnach immer schon eine Aufforderung, die das Ich aus seiner Ruhe reißt: das Begehren ist Bewegung; es verunmöglicht das Verharren bei sich selbst. Das Begehren eröffnet das Gemeinsame, es erschüttert das einsame Ich. Es ist maßlos, denn es reißt das Ich aus seiner Bemessen- und Vermessenheit. So stiftet die Bewegung zum Anderen hin, die im Begehren liegt, ein maßlos Gemeinsames, das nicht greifbar ist, ein Virtuelles, das dennoch konkret sich auswirkt aufs Ich – denn es macht es zum maßlosen Selbst: »Die Beziehung zum Anderen stellt mich in Frage, sie leert mich von mir selbst; sie leert mich unaufhörlich, indem sie mir unaufhörlich neue Quellen entdeckt. Ich wußte nichts von meinem Reichtum, aber ich habe nicht mehr das Recht etwas festzuhalten.«<sup>75</sup> Quellen, die fließen, unaufhörlich, die nicht festgehalten werden können, die leeren und dabei zugleich einen Reichtum offenbaren: Das sind Levinas' Begriffe für das Maßlose, das immer aus dem Gemeinsamen strömt. Das Gemeinsame ist das Überfließende, das Unendliche des Begehrens. Dabei ist es paradoxerweise kein Zuviel, sondern immer ein Zuwenig: ein Zuwenig an Gemeinsamen. Das Maßlose ist Ausfluss eines Gemeinsamen, das immer entbehrt und daher immer begehrt. Das Begehren ist unendlicher, nie zu stillender, Hunger: ein Hungern nacheinander, miteinander, nach etwas; gemeinsam und

---

zen und damit ihr eigenes Selbst zu überwinden (zu negieren). Und indem sie das tun, schaffen sie Raum für die Erzeugung einer neuartigen Form von Subjektivität, für ein Ich-Gefühl, das jeder Einzelne für sich selbst und isoliert vom anderen nicht hätte hervorbringen können.« In: ders., »Das analytische Dritte, das intersubjektive Subjekt der Analyse und das Konzept der projektiven Identifizierung«; in: Martin Altmeyer/Helmut Thomä (Hg.), *Die vernetzte Seele. Die intersubjektive Wende in der Psychoanalyse*, a. a. O., S. 58.

74 Emmanuel Levinas, *Die Spur des Anderen. Untersuchungen zur Phänomenologie und Sozialphilosophie*, Freiburg/München 1983, S. 219.

75 Ebd., S. 219f.

*maßlos.<sup>76</sup> Verschließt sich das bemessene Ich der Beunruhigung, die in diesem Begehren liegt, verwehrt es das Begehren – so verkehrt es eigentlich die Bewegung zum Anderen hin, die sich darin ausdrückt, und richtet sie auf sich: dreht sich um sich, in sich selbst; steht still, einsam und bemessen. Die bemessende Qualität des Einsamen gründet so im Verharren bei sich selbst. Das Medium in dem dieses Verharren sich gestaltet, ist trennende Kommunikation und Interaktion. Trennende Kommunikation und Interaktion reduziert gemeinsame Virtualitäten immerfort auf immer enger gezogene und konkreter definierte Formen des Einsamen. Das bemessene Ich verschließt sich so dem maßlosen Selbst, welches immer hinüberreicht ins Gemeinsame mit den Anderen und mit der Welt.*

*Im maßlosen Selbst verwischen die Grenzen zum Ich, zum Anderen und zur Welt; es ist ein Hinausgehen über sich; es ist Bewegung, Dynamik, die aus dem Begehren kommt. Im bemessenen Ich resultiert das Verwehren von Begehren in der Verkehrung von Bewegung; im Verharren, im Erstarren, in Statik. Maßloses Selbst wie bemessenes Ich sind subjektive Effekte intersubjektiver Aspekte: des maßlos Gemeinsamen, wie des bemessen Einsamen. Das eine bewegt unendlich, das andere will endlich unbewegt sein. Das eine zieht an; das andere stößt ab. Beides sind relationale Phänomene – komplementäre Kräfte im intersubjektiven Prozess. Jegliche Version eines intersubjektiven Prozesses, der im Kern immer die Begegnung eines Ichs mit einem anderen Ich ist, entfaltet sich so als komplexes Wechselspiel aus verbindender wie trennender Kommunikation und Interaktion. Dimensionen des Gemeinsamen wie des Einsamen, maßlose und bemessende Qualitäten, formen die Relationen von Ich und anderem Ich. Formierungen wie Transformationen des psychi-*

---

76 Emmanuel Levinas: »In einer Szene aus Schuld und Sühne spricht Dostojewski im Hinblick auf Sonja Marmeladowa, die den Raskolnikow in seiner Verzweiflung beobachtet, von »unersättlichem Mitleid«. Er sagt nicht »unerschöpfliches Mitleid«. Als ob das Mitleid von Sonja für Raskolnikow ein Hunger wäre, den Raskolnikows Gegenwart über alle Sättigung hinaus ernährte und ins Unendliche steigerte.« In: ebd., S. 220.